Ferdinand Emmerich (1858-1930)

Quer durch Hawaii

Erstes Kapitel.

Mein Kurs lag ostwärts. Meine Aufgabe war nahezu erfüllt. Noch blieb mir die Durchquerung der Insel *Hawaii*, dann winkte mir eine längere Ruhepause. Wie sehr ich mich nach einer solchen sehnte, kann nur der ermessen, der sich in die Lage eines Menschen hineinzudenken vermag, der über ein Jahr lang alle die kleinen Bedürfnisse entbehren mußte, die nun einmal die Kultur dem Manne anhängt. Viele Monate hindurch sah ich kein Bett. Der harte Boden, mit einer Schicht Blätter als Unterlage, dazu den weiten Himmel als Dach über dem müden Haupte, vertrat die Stelle eines Nachtlagers. Halbgares, halbverbranntes Fleisch, mit großen Schwierigkeiten beschafft und oft unter Lebensgefahr am Feuer geröstet, bildete die Kost, wenn nicht die Nähe mordgieriger Eingeborener uns auch diesen Leckerbissen verwehrte. Unsägliche Strapazen, über schroffe Gebirgszüge, durch nie von Menschen betretene Urwälder, durch Sümpfe und über verdorrte Steppen führende, fluchtartige Wanderungen, dazu Hunger und Durst, verschärften die täglich wiederkehrenden Anforderungen an unsere Willensstärke – und nun winkte die Ruhe.

Celebes lag hinter mir. Einen Teil meiner Erlebnisse auf jener Insel findet der Leser in den Schilderungen meines fünften Bandes. Jetzt stand ich auf dem Deck eines deutschen Frachtdampfers, der mich nach *Hawaii* bringen sollte. Ich wählte in Yokohama diesen schlichten Landsmann aus der Mitte der amerikanischen, englischen und kanadischen Luxusdampfer, um wieder einmal einige Wochen heimatliche Laute unvermischt zu hören, um wieder einmal derbe deutsche Schiffskost zu genießen.

Kapitän Michelsen machte anfangs Schwierigkeiten, mich auf seinem Dampfer »Schleswig« als Passagier mitzunehmen. Nicht allein, weil dem Schiffe die Einrichtungen für Fahrgäste fehlten, sondern in echt deutscher Rücksichtnahme auf das, was die Agenten der großen Dampferlinien wohl dazu sagen würden ... Durch Überredung und mit freundlicher Unterstützung des in Japan ansässigen Großkaufmanns Vogel brachte ich jedoch den guten Michelsen dahin, daß er mich der Form wegen unter seine Mannschaft einreihte – als Kajütsjunge! Damit war die Rücksichtnahme auf Engländer, Amerikaner und die schlitzäugigen Japanesen untertänigst gewahrt (o Michel!), und ich durfte mitfahren.

Nach viertägigem herrlichen Wetter suchte uns eine »gute« Brise auf. Sie sorgte ausgiebig dafür, daß mich die Langeweile verschonte. Der Wind nahm den Mund ordentlich voll und legte sich fest in die schwellenden Segel, die damals noch von allen Dampfschiffen geführt wurden. So, unter dem Druck von Segel und Dampf, liefen wir in guter Fahrt durch die mehr und mehr auflaufende See. Der langentbehrte Genuß eines in wildem Zorne aufschäumenden Weltmeeres bannte mich fast ununterbrochen auf das Deck, und freudig legte ich Hand mit an, als gegen Mitternacht die Kraft des Windes den Kapitän zwang die meisten Segel fortzunehmen.

Gegen Morgen hatten wir einen richtigen Sturm. Hoch auf die Spitze der Wellenberge kletterte die kleine »Schleswig«, um gleich darauf sausend in ein tiefes Tal hinabzutauchen. In allen Fugen knarrte und ächzte das wackere Schiff, und einem mutigen Renner gleich schüttelte es die schweren Wogen von seinem Rücken, die ihm die gierige See in seinem unaufhaltsamen Laufe ostwärts freigebig spendete.

Mittags lief ein großer englischer Australiendampfer an uns vorbei. Ein gewaltiger Bau gegen unsere kleine »Schleswig«. Aber auch er mußte sich dem gewaltigen Ozean beugen. Heftig rollte er von einer Seite auf die andere, und das leere Deck bewies, daß die Fahrgäste der Seekrankheit zum Opfer gefallen waren.

Fast zwei Stunden lang konnten wir den Engländer vor uns dahintanzen sehen. Dann änderte er plötzlich seinen Kurs etwas südwärts, und wir bemerkten nun ein Fahrzeug, das sich allem Anscheine nach in Seenot befand. Da das Segelschiff fast recht im Kurse des Australiendampfers lag, konnte man sich bei uns dessen Fahrtänderung nicht recht erklären. Kapitän Michelsen sprach kopfschüttelnd sein Befremden über das Manöver aus. Ich aber war in der Lage, eine Erklärung für diese Handlungsweise zu geben. Hatte ich doch – wie ich das in meinem ersten Bande schilderte – am eigenen Leibe die Menschenfreundlichkeit der Engländer erfahren. Ich sagte den Schiffsgenossen den Hergang voraus:

»Geben Sie acht, Kapitän! Der Dampfer da vor uns rührt keine Hand, um dem andern beizustehen. Im Gegenteil, er geht südwärts, um sich zu drücken!«

»Nein, das glaube ich denn doch nicht!« erwiderte Hilmer, der erste Offizier, der mit dem Glase angestrengt nach dem notleidenden Fahrzeug ausgespäht hatte. »Es ist ein Engländer. Ich sehe die Notflagge und die Landesfarbe. Dem wird der Postdampfer sicher Hilfe leisten!«

»Warten Sie es ab!« antwortete ich. »Der Kerl weiß genau, daß wir ihm die Rettung abnehmen, obgleich wir mit uns

classtests.com

selbst genug zu tun haben. Sehen Sie nur wie er nach Süden abfällt! Lieber riskiert er ein paar eingeschlagene Fenster, als daß er ein halbes Dutzend Menschenleben dem Verderben entreißt. Die Scheiben zahlt die Versicherung. Ob er für die Nahrung der paar Seeleute eine Vergütung erhält, weiß er noch nicht! Da nimmt er lieber das sichere. Was liegt dem an ein paar Menschen!?«

Die beiden Deutschen sahen mit steigendem Grimm dem abtreibenden Postdampfer nach. Jetzt hätte er Rettungsmanöver einleiten müssen, denn er befand sich in gleicher Höhe mit dem notleidenden Segelschiffe. Unsere gesamte Mannschaft verfolgte gespannt den Kurs des großen Dampfers. Rufe der Erwartung wurden laut ....

Da entrang sich den Lippen des ersten Offiziers eine harte Verwünschung:

»Bei Gott, Sie haben recht!« schrie er, schäumend vor Wut. »Der Hund läßt seine eigenen Landsleute ertrinken! Daß dich doch ....« Das Ende der Rede verschlang die heulende Windsbraut.

Kapitän Michelsen sprang auf das Deck hinunter.

»Klar bei den Booten!« schrie er, den Sturm übertönend. »Freiwillige vor, zur Rettung der Barkbesatzung!«

Während die Mannschaft die Vorbereitungen traf, richtete der kleine »Schleswig« seinen Bug auf die Leeseite des Wracks. Zwar warf uns der Sturm mit zermalmender Gewalt so in der wilden See umher, daß wir oft an den eigenen Untergang dachten. Aber trotzdem gab es keinen Mann an Bord, der es nicht für selbstverständlich hielt, daß das eigene Leben zur Rettung der notleidenden Seeleute gewagt werden mußte.

Wir erkannten bald mit bloßem Auge, daß das hilfesuchende Schiff in leckem Zustande war. Der Großmast war über Bord gegangen und gekappt. Vom Fockmast fehlte der ganze obere Teil. Klüverbaum und Vordergeschirr trieb neben dem Schiff in der See. Das Rettungsboot fehlte. Wie ein Ball flog das Fahrzeug in der hochgehenden See auf und nieder, und schwere Wogen wuschen über das Deck. Jede neue Welle konnte das Ende der Bark besiegeln.

Unser zweiter Offizier Vahsel unternahm das Wagnis mit dem Zimmermann und fünf Matrosen, die mit dem Tode ringenden Seeleute von ihrem sinkenden Schiffe zu holen. Lange dauerte es, bis das Rettungsboot eine günstige Woge erhaschte, die es unversehrt von unserm Dampfer fortbrachte. Eine herankommende Welle würde es unfehlbar an unserer Seite zerschmettert haben.

Atemlos folgten wir dem dahingleitenden Fahrzeuge, in dem sieben brave deutsche Männer dem Tode trotzten, um in heldenmütigster Weise ihren notleidenden Kameraden Hilfe zu bringen. Mit welchen Gefühlen müssen die Schiffbrüchigen ihrem eigenen Landsmanne nachgeblickt haben, als er sie schnöde im Stiche ließ, und welche tiefe Dankbarkeit mag in jenem Augenblick die Seele der Armen erfüllt haben, als sie das kleine Boot des winzigen deutschen Dampfers auf sich zukommen sahen – jetzt hoch auf der Spitze einer Woge balanzierend, jetzt hinabgeschleudert in ein tiefes Wellental.

Wir hatten uns dem Wrack allmählich so genähert, daß wir mit dem Fernglase die Mannschaft zählen konnten. Es waren neun Mann, die sich, an den Maststumpf und andere Schiffsteile angebunden hatten, während das Schiff von der schäumend darüberhin brechenden See bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen wurde.

Unser Boot war nach unsäglichen Mühen der Bark so nahe gekommen, daß eine Verständigung möglich wurde. Wir bemerkten, wie die Mannschaft der Bark einen runden Gegenstand, an dem Taue befestigt waren, über Bord warf, der von unserm Boote aufgefischt wurde. Damit war die Verbindung hergestellt. Nun sahen wir einen Rettungsgürtel von dem Boote abtreiben, der an dem Tau auf die Bark gezogen wurde. Der Schiffsjunge des Wracks sprang, angetan mit dem Schwimmgürtel, als erster ins Meer. Wild schlugen die Wellen über dem kleinen Körper zusammen. Es durchrieselte uns kalt, als uns die hochgehenden Wogen den Ausblick versperrten, und uns über das Rettungswerk im Unklaren ließen. Eine gewaltige Welle zeigte uns dann für Sekunden den Kopf des Jungen; sofort verschwand er wieder im tosenden Brechen der sich überstürzenden Seen, während jetzt unser Boot mit den fieberhaft arbeitenden Rettern hoch oben auf dem gläsernen Kamme schwebte. So vergingen bange, aufregende Minuten. Endlich erblickten wir acht Menschen im Rettungsboote und wußten nun, daß der Junge gerettet war.

Der nächste Schwimmgürtel brachte gleich zwei Männer durch die zornige See in das rettende Fahrzeug. Dann noch einige Male, und als letzter warf sich der Kapitän des Seglers in den kochenden Gischt, nachdem er noch dem Wasser freien Eingang in das Wrack verschafft hatte, um dessen Sinken zu beschleunigen.

Nun steuerte das Boot, durch die kräftige Beihilfe der Geretteten bewegt, mit raschen Ruderschlägen dem kleinen »Schleswig« entgegen. Grüßend hoben sich die Hände der Schiffbrüchigen, als wollten sie schon jetzt ihren Dank für die ausgeführte Heldentat aussprechen. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Noch waren die Männer im Boote in der Gewalt der tosenden See.

Kapitän Michelsen wußte den schwer kämpfenden Männern jedoch zu helfen. Er steuerte den Dampfer so, daß er das Boot in die dem Winde abgekehrte Seite brachte und trieb den Ankommenden geschickt entgegen. An Bord wurden inzwischen alle Vorkehrungen getroffen, um der mit der See kämpfenden Mannschaft das Anlegen zu erleichtern.

classtests.com

Alle freien Männer standen an Deck mit Tauen und Ringen bereit und verfolgten mit klopfendem Herzen jede Bewegung des herankommenden Bootes. Bald sah man es hoch auf dem Rücken eines Wogenkammes, bald war es wieder hinabgeschleudert in ein tiefes Wellental und unsern Blicken entzogen – Aber das Steuer lag in der Hand eines echten deutschen Seemannes, dessen scharfem Blick keine Bewegung des Meeres entging und dessen kundige Hand den heimtückischen Angriffen der See zu begegnen wußte.

Wohl über eine Stunde lang dauerte der Kampf der braven Bootsmannschaft mit der wilden See. Dann erst gelang es, unserm Dampfer nahe genug zu kommen. Wie oft schon glaubten wir in dieser qualvoll langen Zeit, den Sieg errungen zu haben. Jedesmal aber faßte eine heranschießende Woge das zerbrechliche Boot und schleuderte es weit hinaus in den kochenden Gischt. Endlich aber gelang es, das Boot so heranzubringen, daß ein Zerschellen an der Bordwand nicht zu befürchten war. Mit einer Hast, die durch die ausgestandene zweitägige Todesangst verständlich wurde, kletterten nun die Schiffbrüchigen an Bord. Dort sanken sie der Mannschaft in die Arme und lachten und weinten vor Freude über die Errettung vor dem sicheren Tode.

Vahsel und der Bootsmann hatten dann noch große Schwierigkeiten zu überwinden, bis sie das Boot wieder glücklich in seine Davits verbracht hatten. Alle Hände strecken sich den wackeren Helden mit den heißesten Dankesworten entgegen, als ihr Fuß endlich wieder das sichere Deck betrat. Sie wehrten jedoch bescheiden jede Huldigung ab.

»Was wir vollbrachten, würde jeder andere deutsche Seemann auch getan haben,« sagte Vahsel. »Wir sind ja Gott sei Dank keine Engländer.«

Der brave Offizier trat dann, da seine Wache gerade anfing, seinen Dienst an, als ob er in seiner Koje ausgeruht und nicht sechs lange Stunden einen Kampf auf Leben und Tod mit der rasenden See gekämpft hätte.

Wenige Stunden nach der Rettung der Barkmannschaft ließ der Sturm nach, und bald lag die See wie ein blanker Spiegel vor uns.

Vor Oahu gingen wir vor Anker. Hier schied ich von den wackeren Seeleuten und nahm im Hause eines Bekannten der Firma Hackfeld in Honolulu Wohnung. Eine ganze Anzahl Briefe aus der Heimat, die mich zum Teil schon seit vielen Monaten von Ort zu Ort verfolgten, ohne mich zu erreichen, bannten mich einige Tage an den Schreibtisch. Mitten in diese ungewohnte Beschäftigung platzte eines Morgens mein Gastfreund mit der Meldung:

»Eben läuft unser Küstenschoner ein. Wenn Sie die Gelegenheit benutzen wollen, um die Kanaken noch ziemlich »roh« zu genießen, dann packen Sie das Nötigste ein. Heute abend schlafen Sie schon auf Deck.«

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen. Da ich immer reisefertig bin, kam ich schon an Bord, als der Schoner noch im vollen Laden begriffen war. Mit Sonnenuntergang löste er die Segel, und bald träumte ich wieder in den harten Kissen einer Seemannskoje.

Zweites Kapitel.

Laute Kommandorufe weckten mich. Ein Poltern und Klirren, und mit klatschendem Aufschlag rasselte der Anker des kleinen Schoners "Maui" in die funkensprühenden Wasser. Das Meer war spiegelglatt. Ein halbmondförmiger Strand mit leise nickenden Kokospalmen und zahlreichen Kanoes träumte dem nahen Tag entgegen. Aus einem schwarzgrünen Haine winkte ein kleines Dorf herüber. Keanhou, mein Reiseziel. Ein Kanakendorf.

Meine Habseligkeiten standen bald auf Deck. Der deutsche Kapitän und sein erster Steuermann waren noch mit den Landungsarbeiten beschäftigt, und in der Erwartung, mich von ihnen bei einem opulenten Frühstück zu verabschieden, trat ich auf das Achterdeck und ließ mein Auge über die herrliche Landschaft schweifen.

Es war noch früher Morgen. Die erhabene Schönheit der erwachenden Natur wirkte in dieser Beleuchtung besonders bezaubernd. Am Firmament prangte, voll aufgerichtet, in seiner hehren Pracht das herrliche Sternbild des südlichen Kreuzes, dessen Spiegelung in tausend glitzernden Perlen über die mattglänzende Wasserfläche zitterte. – Über dem Ufer lagerte der feine, zarte Hauch der Morgennebel, und eine leise Brise trug den würzigen Duft von Millionen von Blüten zu mir herüber.

Da zuckte ein heller Blitz über das Firmament. Der schneebedeckte Gipfel des gewaltigen Mauna Loa stand wie mit Blut übergossen. Einen Augenblick schien es als ob er im Äther schwebe; dann hob sich der glutrote Feuerball aus den Fluten des Weltmeeres, und unter den alles belebenden Strahlen des Tagesgestirnes erwachte geschäftiges Leben.

Der Kapitän trat zu mir:

»Nun, lieber Doktor, sind Sie am Ziel. Von hier aus kann man den immer unruhigen Vulkan, den *Kilauea*, am besten

classtests.com

besteigen. Der Weg zu dem ›ewigen Feuer‹, wie die Kanaken mit Recht den Feuersee dort oben nennen, ist gar leicht zu finden. Er bietet keine besondern Schwierigkeiten. Auch der böse Mauna Loa dort oben kann von hier aus erreicht werden. Aber wie überall in der Welt, stehen auch hier neben den Rosen die Stacheln. Wenn der Vergleich auch etwas hinkt, so trifft er doch zu. Die Kanaken sind hierzulande noch ziemlich rauhborstig und stacheliger Natur. Wenn Sie es vermeiden können, lassen Sie sich nicht mit den Kerlen ein. Sonst – na, Sie haben ja gute Waffen?«

Bordgeschäfte riefen den Kapitän ab. Ich trat an die Reeling, wo sich mittlerweile eine ganze Anzahl von Ruderern eingefunden hatten, um den Fahrgast ans Land zu bringen. Weiß der Himmel, wie die Kanaken von meiner Absicht Wind bekommen hatten, aber jeder wußte schon, daß ich einen Abstecher zu den Vulkanen machen wollte. Jeder drängte sich vor und überbot den Nachbarn in gebrochenem Englisch mit Anpreisungen seiner Zuverlässigkeit. Dabei hatten die Kerle wahre Galgenphysiognomien und mehr als einer trug Narben auf dem Körper, die eine verdächtige Ähnlichkeit mit Messerstichen aufwiesen.

Wie meistens in solchen Fällen ließ ich den Schwall über mich ergehen, ohne die geringste Notiz von den Bootsleuten zu nehmen. Der ortsansässige Schiffsagent würde mir schon den geeignetesten Mann bezeichnen.

Während ich so an der Reeling lehnte und meine Studien an den Kanaken machte, stieß ein Boot vom Strande ab, das ein einzelner, auf unsere Art gekleideter Mann ruderte. Er legte an unserm Fallreep an, und da ihn der wachhabende Matrose ungehindert an Deck kommen ließ, vermutete ich in ihm den Agenten. Der Mann ging jedoch mit leichtem Gruße an unserm Kapitän vorüber und schritt gerade auf mich zu. Mit einem kurzen Lüften des Hutes sagte er, zu meiner größten Überraschung in deutscher Sprache:

»Wenn Sie auf den Kilauea wollen, so machen Sie den Aufstieg am besten von hier aus. Und wenn Ihnen dabei die Gesellschaft eines Landsmannes angenehm ist, so bin ich gern bereit, Sie zu begleiten. Ich habe ohnehin beruflich da hinauf zu tun.«

Ich sah den Sprecher etwas mißtrauisch an. Sein kupferbraun gebranntes Antlitz ließ eher auf einen Südsee-Insulaner als auf einen Deutschen schließen. Ich zögerte daher etwas mit der Antwort. – Aber schließlich sah ich selbst nicht anders aus. Ich dankte dem Manne und fragte, mit der gewissen Unbehaglichkeit im Innern, die den Naturforscher unwillkürlich befällt, wenn er in seinem Arbeitsgebiet bereits einen Kollegen vorfindet:

»Beruflich? Ich habe wohl einen Kollegen vor mir, der hier wissenschaftlich tätig ist? Wohl Zoologe?«

Gleichzeitig stellte ich mich vor.

»Nein, nein!« wehrte der andere lächelnd ab, als er den süß-sauern Tropfen aus der Frage herausfühlte. »Haben Sie keine Angst vor meiner Konkurrenz. Ich bin Missionar Stapelfeldt.«

Die Antwort verscheuchte mit einem Schlage alle Bedenken. Hocherfreut schüttelte ich dem liebenswürdigen Landsmann die Hand und nahm gern seine Einladung, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, an. Mein Gepäck war schnell verladen. Ehe wir jedoch von dem Schoner abstießen, rief uns der Kapitän:

»Aber Hochwürden, was ist denn los? Wollen Sie wirklich mein Schiff verlassen, ohne meiner Kajüte einen Besuch abzustatten? Das ist ja gegen alle Regel ....«

»Guten Morgen, lieber Kapitän! Heute müssen Sie mich entschuldigen. Wie Sie sehen, habe ich Gastpflichten zu erfüllen. Machen Sie mir heute einmal die Freude und nehmen Sie ein kleines Frühstück in meinem bescheidenen Häuschen. Es gibt zwar nur Fische ....«

»Und was dazu gehört!« unterbrach ihn lachend der Kapitän. »Es gilt, Hochwürden, in einer Stunde bin ich bei Ihnen.«

Das Missionshaus, in dem der Missionar mit noch zwei Kollegen, die zufällig abwesend waren, wohnte, war ein luftiges Bambusgebäude, das mitten in einem Akazienhaine lag. Der mit einem Bambuszaun umfriedigte gutpflegte Garten barg viele Früchte, besonders Orangen, Bananen, Granatäpfel und Ananas. Zwei alte Kanaken besorgten die Küche und hatten alle sonst vorkommenden Arbeiten zu übernehmen. Der Platz war in seiner durch nichts gestörten Ruhe, in dem Klima des ewigen Frühlings, der auf den hawaischen Inseln herrscht, ein wahres Paradies. Ich machte dem Missionar eine dahingehende anerkennende Bemerkung, die ihm jedoch einen tiefen Seufzer entlockte:

»Sie haben wohl recht. Es könnte ein Paradies sein, wenn – nun, wenn eben alles so wäre, wie es sein könnte, wenn die Kanaken sich nur nicht ewig befehden würden und, was das schlimmste ist, wenn die amerikanischen Missionare mehr Duldsamkeit und Friedensliebe aufbrächten. Aber das ist ein trauriges Kapitel, über das wir uns noch eingehender unterhalten werden. Jetzt fehlt dazu die Zeit, denn dort sehe ich eben den Kapitän herüberkommen.– Aber was schleppt denn der Schiffsjunge da mit? Haben Sie noch Gepäck an Bord zurückgelassen?«

»Nein. Das gehört nicht mir. Das sind zwei Körbe...«

»Halloh, Hochwürden!« rief der Kapitän jetzt. »Wo kann denn der Junge seine Decksladung hinstauen? Ich habe mir

classtests.com

erlaubt, eine Kleinigkeit für das Frühstück zu stiften, lauter deutsche gute Sachen, die Sie seit Jahren wohl entbehrt haben.«

Und mit einem spitzbübischen Lächeln in seinem ehrlichen Seemannsantlitz zauberte er viele heimatlichen Sachen auf den Tisch, die damals noch auf Hawaii zu den größten Seltenheiten gehörten: Marinierte Ostseeheringe, Mettwürste, Schinken, Pumpernickel und einige Flaschen Rheinwein.

»So, meine Herren, nun wollen wir einmal auf vaterländische Art frühstücken! – Nein, Hochwürden, keine Einwendungen! Die Eßwaren sendet Ihnen mein ›Brotherr‹, der Sie ebenso ins Herz geschlossen hat, wie Ihr ergebener Kapitän, der sich erlaubt, den Wein zur Befeuchtung der in Aussicht gestellten Fische zu stiften.«

»Dann darf ich wohl eine Kiste Zigarren für den Nachtisch spenden,« warf ich ein. »Ich habe mir einen Vorrat in Manila eingelegt und freue mich, so guten Gebrauch davon machen zu können.«

Das Frühstück zog sich ein wenig sehr in die Länge. Der Kapitän war kaum an Bord zurückgekehrt, als der Gesang der Matrosen das Aufheben des Ankers ankündigte. Unter lebhaften Grüßen sahen wir den kleinen Schoner mit der frischen Brise in das offene Meer hinaussegeln, und noch lange unterhielten wir uns über den genußreichen Nachmittag.

Am nächsten Morgen traten wir den Weg in das Gebiet der Feuerberge an. Mit einigen Kanaken als Trägern und auf guten trittfesten Pferdchen ritten wir frohgemut in den jungen Tag. Der Weg führte uns an Pflanzungen vorbei, durch Kokoshaine und rauschende Mais- und Zuckerrohrfelder. Vereinzelte Hütten, vor denen zahlreiche Kinder in der paradiesischen Tracht, im Schutze ihrer kaum reicher bekleideten Eltern faulenzten oder sich im Sande wälzten, wechselten ab mit wohlgepflegten Gärten, die sich hinter sauber gehaltenen Lehm- oder Bambushäuschen dahinzogen und deren Bewohner in ihrer vollständigen Bekleidung den europäischen Einfluß verrieten.

Von diesen letzteren wurde der Missionar auffallend freundlich, ja herzlich begrüßt, während aus den Hütten der herumlungernden Tagediebe mehrfach höhnische Worte und herausforderndes Lachen an unser Ohr drang.

Unterwegs zügelte ich einmal mein Pferd, um einige Orangen von den am Wege stehenden, wie ich glaubte, herrenlosen Bäumen zu pflücken. Ich hatte aber kaum den Arm danach ausgestreckt, als ich dicht neben mir rauhe Laute vernahm. Aus dem nahen Gebüsch brach mit allen Zeichen der Wut ein alter Kanake hervor, der mich mit einer Flut von rauhen Worten überschüttete. Ich verstand sie zwar nicht, zweifelte aber keinen Augenblick daran, daß er ein halbes Schimpfwörterlexikon an mich verschwendete. – Empört über eine solche völlig ungerechtfertigte Anpöbelung wollte ich dem Alten das Fell mit der Reitpeitsche gerben. Mein Begleiter fiel mir aber in den Arm und bat mich dringend, den Kerl diesmal laufen zu lassen. Er fügte hinzu:

»Ich gebe Ihnen später die Erklärung für diese feindseligen Ausfälle, die sich, so Gott will, nicht wiederholen werden, obgleich wir auch droben in den Bergen nicht auf allzu freundliche Menschen rechnen können.«

»Aber, bester Freund, ich kann mir doch diese Anrempelung von dem Kanaken nicht gefallen lassen. Einen Hieb muß ich ihm wenigstens über seinen schmutzigen Buckel geben.«

»Bitte, tun Sie es nicht,« bat der Missionar, indem er mein Pferd davonzog. »Heute abend erkläre ich Ihnen alles.«

Bald wurde der Weg steinig und wand sich durch verwitterte Lavablöcke und durch dornenbewachsene Schluchten. Eine Unterhaltung wurde dadurch von selbst abgeschnitten. Der Missionar ritt sorglos voran. Seine Träger aber, die bis dahin an der Spitze marschierten, blieben nun zurück, und die scheuen Blicke, die sie hinauf zu den auf halber Höhe hängenden Blöcken warfen, sagten mir, daß wir uns in einer Gegend befanden, in der wir, vor unliebsamen Abenteuern nicht unbedingt sicher waren.

Pater Stapelfeldt war unbewaffnet. Durch die Wegeverhältnisse hatte sich unsere Zugordnung nach und nach verschoben, und zwar nach meinem Dafürhalten zu unsern Ungunsten, wenn wirklich ein Angriff gegen uns erfolgen sollte. Die hintereinander marschierenden fünf Träger trennten mich von dem Missionar und da nur ich mit Schußwaffen versehen war, strebte ich danach, an die Spitze unseres kleinen Zuges zu gelangen.

Eine buchtartige Verbreiterung des Pfades bot mir genügenden Raum, um mein Pferd an die Seite des Paters zu drängen. Meine Bitte, mich an die Spitze des Zuges reiten zu lassen, wollte er indessen abschlagen, wir stritten uns noch freundschaftlich darum, als plötzlich zwei Kanaken aus dem Gebirge neben uns auftauchten, die ein beladenes Pferd vor sich hertrieben. Der Missionar lenkte sein Tier zur Seite, um den beiden den Weg frei zu geben. Der Treiber aber schien es auf einen Zusammenstoß abgesehen zu haben, denn er nahm nicht nur nicht den freien Weg, sondern trieb sein Roß derart gegen das Pferd des Paters, daß dieses beinahe den Hang hinuntergestürzt wäre.

Diesmal war ich nicht gesonnen, die Beleidigung ruhig hinzunehmen. Ich fiel dem fremden Pferde in die Zügel und trieb es zurück, indem ich nun den Pater mit meinem Tiere deckte. Dieser unvermutete Eingriff versetzte die Kanaken in wilden Zorn. Im Nu blitzten die Messer. Ebensoschnell aber richtete ich den Lauf meines Revolvers gegen den Nächsten, der instinktiv einen Schritt zurückwich. Dann gab ich meinem Pferde die Sporen und drang auf die Kerle

classtests.com

ein, die sich langsam gegen den Hang hin vor dem drohenden Laufe in Sicherheit zu bringen suchten.

»Stehen bleiben!« schrie ich ihnen in englischer Sprache nach, und wenn sie vielleicht auch die Worte nicht verstanden, so begriffen sie sicher deren Sinn. Der frechste der beiden blieb stehen und spielte vielsagend mit dem Messer. Ehe er aber noch meine Absicht erraten konnte, wechselte ich den Revolver mit der schweren Lederpeitsche und zog ihm einen so wuchtigen Hieb durch das Gesicht, daß er laut heulend zusammenbrach. Hierauf sprang ich zu Boden, entwand dem Kerl das Messer und ließ nun hageldicht die Hiebe über sein nacktes Fell prasseln.

»So, nun ist der Weg frei!« rief ich meinen Begleitern zu, als ich atemlos von dem sich am Boden krümmenden Kanaken abließ. »Jetzt haben wir Ruhe vor dem Gesindel, denn wenn der auch nichts erzählt, so spricht sein Fell für ihn.«

Der Pater machte mir sanfte Vorwürfe über mein, wie er glaubte, übereiltes Strafgericht, als wir uns später zur Rast niederließen. Ich aber verteidigte mein Vorgehen und sagte:

»Wenn Sie, ehrwürdiger Herr, dem feigen Gesindel auch einmal so gründlich die Leviten lesen würden, wie ich das heute tat, dann würden die höhnenden Stimmen bald verstummen. Warum schreiten Sie nicht energisch ein? Und woher stammt eigentlich dieser Haß?«

»Ich weiß, daß ich Ihnen eine Aufklärung schuldig bin,« sagte der Pater. »Hören Sie, wie die Dinge bei uns liegen:

Die Kanaken hier im Südosten der Insel wurden schon vor vielen Jahren von amerikanischen Missionaren zum Christentum bekehrt. Sie leben aber in den Dörfern im Innern tatsächlich in heidnischer Weise. Vor vier Jahren landete ich in Keanhou und ging sofort ans Werk, um die verwilderten Menschen dem christlichen Glauben zurückzugewinnen. Bei einem Teile gelang es mir. Es sind die Leute, die Sie hier in anständiger Kleidung sehen. Bei dem übrigen Teile der Kanaken stieß ich auf den Widerstand der durch die amerikanischen Missionen aufgehetzten Dorfältesten. Diese beriefen sich auf einen Erlaß des Königs Kalakaua, der bekanntlich ganz unter dem Einflusse der Amerikaner steht. – Seit jener Zeit verfolgen mich die nicht zu unserer Gemeinde gehörenden Kanaken mit einem mir unerklärlichen Hasse, der sich, wie Sie selbst sahen, bei jeder Gelegenheit Luft macht. Der Alte, der uns unten so barsch entgegentrat, ist einer der ärgsten Hetzer. Oft schon hat man mir seine Drohungen gegen meine Person hinterbracht. Aber ich stehe in Gottes Hand. Soll ich einmal den Anfeindungen zum Opfer fallen – nun, so geschehe der Wille des Herrn!«

»Das sind allerdings traurige Zustände,« erwiderte ich. »Es wäre vielleicht doch angebracht, wenn Sie den Kerlen einmal energisch gegenüberträten. Den Eingeborenen imponiert nichts so sehr, wie ein energischer, furchtloser weißer Mann ...«

»Das wäre der Untergang meiner Gemeinde,« warf Pater Stapelfeldt ein. »Die Amerikaner fänden darin sicher Grund genug, meine Abberufung zu betreiben und dann wäre alles verloren!«

Noch lange unterhielten wir uns über dieses Thema, und es war schon spät, als wir in unsere Decken krochen.

Die aufgehende Sonne fand uns wieder unterwegs. Der Pfad führte durch herrliche Koawälder (*Acacia koa*), in denen große Mengen bunter Vögel ihr lustiges Spiel trieben. Hin und wieder trafen wir auch noch auf vereinzelte Stämme des selten gewordenen Sandelholzbaumes (*Santalum album*), dessen Ausrottung auf der Insel damals schon in naher Aussicht stand. Dracaena, Pitchardia, Lobeliaceen und schönblühende Ranken erfreuten eine Zeitlang das Auge. Dann traten die Bäume und Palmen zurück. Je höher wir stiegen, desto spärlicher wurde das grüne Gesträuch.

Endlich ließen wir die letzte Vegetation hinter uns. Als wir aus einem tiefen Ausschnitt wieder auf den Rücken des Berges klommen, entfuhr uns unwillkürlich ein lauter Ausruf der Bewunderung. Ein Anblick, wie ihn das an eigenartigen Bildern so reiche Inselland kaum ein zweites Mal bietet, bannte uns an die Stelle.

Dicht vor uns, scheinbar in Steinwurfnähe, ragte der schneegekrönte, breitgedrückte Gipfel des gewaltigen *Mauna Loa* in den weißblauen Äther. Aus seinem Randkrater, dem immer tätigen Mokuaweoweo, schossen feine, grauschwarze Rauchfäden und verloren sich in kräuselnden, hüpfenden Wölkchen in der klaren Luft. Dunkelrot gefärbte, zuckende Linien wälzten sich träge, wie eine riesige Schlange, den Abhang hinunter und verloren sich irgendwo im Tal. Bald weißgelb aufleuchtend, bald in dunklen Qualm gehüllt, bahnte sich die glühende Lava ihren Weg in der seit Jahrhunderten gewohnten Bahn und füllte unablässig die Abgründe an den Flanken des Gebirgsmassivs.

Rückwärts blickend, sahen wir vor uns das unendliche tiefblaue Meer, wie winzige Pünktchen huschten die zahlreichen Fischerfahrzeuge über den nahen Saum des Strandes. Fern im Osten leuchteten die Segel eines majestätisch dahinziehenden großen Dreimasters und südlich und westlich lagerten sich die Rauchfahnen auf Oahu zustrebender Dampfer auf die blinkende Wasserfläche. – Es ist das ein Bild, das dem Naturfreunde unvergeßlich vor Augen bleiben wird, solange er lebt.

Stumm, überwältigt von der großartigen Schönheit dieses Anblicks, ritten wir endlich weiter, dem südlich gelegenen

classtests.com

Krater des 1300 Meter hohen *Kilauea* entgegen. Hier deutete schon alles auf die Herrschaft der Vulkane hin. Dumpfes Brummen drang aus dem Boden und ließ uns leise in unsern Sätteln erschüttern. Weiter reitend, wuchs das Geräusch ansteigend zu einem grollenden Gebrüll, hie und da unterbrochen von einem polternden Rumpeln. Steine bewegten sich und gerieten ins Rollen. Unwillkürlich blickte ich nach meinen Begleitern zurück.

»Nur keine Angst!« rief der Missionar. »Unsere Vulkane sind nicht bösartig. Sie kochen wohl über mit ihrer schäumenden Feuermasse, aber Ausbrüche, wie man sie bei andern feuerspeienden Bergen kennt, mit Steinwürfen und Gasexplosionen kommen bei diesen Vulkanen nicht vor. Übrigens werden wir gleich am Ziele sein. Reiten Sie jetzt nur recht vorsichtig!«

Das lockere Geröll wich harter, grauschwarzer Lava, aus der einige große Felsenwürfel hervorragten. Als wir diese umritten, sahen wir vor uns dichte weiße Rauchmassen. Ein durchdringender Schwefelgeruch legte sich auf die Brust, und bei einer neuen Biegung sahen wir den Krater des Kilauea in seiner ganzen riesigen Ausdehnung vor uns liegen. Diesen einzig schönen Anblick zu beschreiben ist schwer. Man stelle sich in Gedanken an den Rand eines Abgrundes von etwa zweihundert Metern Tiefe und mehreren Kilometern Breite, von der Form eines fast kreisrunden Topfes, nur daß die steil aufragenden Wände von zerrissenen, höchst phantastisch anzuschauenden Felsenklippen gebildet sind.

Auf dem Boden des Kratertopfes dehnt sich ein weites, welliges Gelände. Es gleicht einem schwarzen See, dessen sturmgepeitschte Wogen mit einem Zauberschlage zu Stein erstarrt sind und für alle Zeiten das Bild versteinerter Wasserberge festhalten. In der Mitte dieses Riesentopfes stampft und brodelt es. Feuerstrahlen durchzucken den hellen Rauch. Das Toben unterirdischer Gewalten dringt deutlich vernehmbar aus dem feurigen Schlund herüber.

Auf halsbrecherischen Pfaden stiegen wir, die Pferde zurücklassend, in den märchenhaften »See« hinunter. Launenhafte Formenbilder umgaben uns, als hätten Titanenkinder einstmals ihre Phantasie am bildsamen Sande erprobt...

Die erstarrte Lavamasse ist fest und solide und wir können rüstig ausschreiten. Je mehr wir uns aber dem grollenden Mittelpunkte nähern, desto häufiger treten Risse auf. Bald sind wir gezwungen, den Schritt bedeutend zu verlängern, wenn wir die klaffenden Spalten überschreiten. Winzig kleine Öffnungen im Boden senden haarfeine Dampfstrahlen in die Luft. Ich fange sie auf und spüre deutlich den schwefligen Geruch.

Ein Windstoß zerteilt plötzlich die Dampfschicht, die in einiger Entfernung von uns in brodelnder Bewegung über der Lavadecke auf- und abhüpft, und läßt den Blick nach der Mitte frei. Eine Gruppe bizarr geformter, kohlschwarzer Felsbrocken umgibt einen zweiten topfartigen Krater von vielleicht sechzig Metern Durchmesser. Er ist bis zum Rande gefüllt mit einem feurigen, kochenden, dickflüssigen Brei. Nach wenigen Schritten stehen wir staunend vor diesem einzigartigen Weltwunder, dem ewig tätigen Feuersee *Halemaumau*.

Keine Feder, kein Pinsel, keine Menschensprache, kein Lichtbild ist imstande, dieses Meisterstück der Natur wiederzugeben und den überwältigenden Eindruck zu schildern, den diese fürchterliche, schaurig-schöne lebendige Feuermasse auf den Beschauer ausübt. Man steht gefesselt, wie hypnotisiert, vor der gewaltigen Naturerscheinung, von Entzücken und ehrfürchtigem Staunen erfüllt. Das dumpfe, röchelnde Brüllen, die langsam heraufquellende Feuermasse, die sich träge und schläfrig Zoll für Zoll dem Rande nähert, auf dem du stehst, die du heraufsteigen siehst, mit dem bestimmten Empfinden: sie wird dich packen, dich verschlingen – jetzt – noch einen halben Meter – du fühlst den glühenden Atem auf deinem Antlitz – – noch eine Handbreit – gleich erfaßt sie dich, um dich hinabzuziehen in die brodelnde, wallende, weißglühende Materie – das alles, mit der wildromantischen Szenerie umher, wirkt minutenlang lähmend auf dich ein. Du fühlst, wie dir der Atem stockt. Deine Pulse fliegen. Du bist unfähig, ein Glied zu rühren – bis die gurgelnde Lavaflut zurückebbt, um für eine kurze Zeit unter der Dampfdecke zu ruhen und neue Kraft zu sammeln. Dann erst löst sich der Bann von deiner Seele. Tief aufatmend findest du endlich Worte, um deine nie gekannten Empfindungen auszutauschen und dem Schicksal zu danken, daß es dir vergönnt war, dieses erhabene Naturschauspiel zu bewundern.

Man gewinnt, nachdem der Feuertopf seine Massen zurückgezogen hat, bald die Kaltblütigkeit zurück. Der Eindruck bleibt aber zeitlebens im Gemüte und in der Seele haften, um so mehr, als man das ebenso geheimnisvolle als schreckenerregende Walten der Naturkräfte in so unmittelbarer Nähe, sozusagen unter seinen Fußsohlen sich vollziehen sieht.

In regelmäßigen Zwischenräumen hob sich der Spiegel der Glutmassen von seinem tiefsten Stande bis genau an den Rand des großen, in seiner wirklichen Ausdehnung nicht zu schätzenden Beckens. Dort ruhte, ebenso wie auf dem untersten Punkte, die Masse minutenlang, um dann dieselbe Bewegung aufs neue zu beginnen.

Während der auf- und absteigenden Bewegungen arbeiten inmitten der glühenden Masse zahlreiche »Springbrunnen« lebendigen Magmas. Fingerdicke Strahlen und weißglühende Kügelchen flüssigen Feuers schnellen plötzlich meterhoch empor. Vom Winde getragen, erstarren die Strahlen bald zu glasharten, seidenartigen Fäden, die sich wie ein silbergrün schillerndes, durchsichtiges Gewebe um Fels und Gestein legen und den Eingeborenen Stoff zu

classtests.com

allerhand Sagen liefern.

Wohl über eine Stunde verbrachten wir in stumm-entzücktem Schauen. Ich konnte mich nicht losreißen von diesem packenden Schauspiel. Meine Gedanken schwebten hinunter in die Tiefen unseres Erdballes und suchten dort inmitten des glutflüssigen Erdkernes eine Lösung des Rätsels der Gewalten, die mit mathematischer Genauigkeit die Atmung dieser Massen regeln. Ist es der gewaltige Druck der Erdkruste auf das glutflüssige Innere in Verbindung mit der Erddrehung, oder ist es das unbekannte gasförmige Magma, das mit unbekannten Kräften arbeitet? Wer vermag diese Fragen zu beantworten? Wir wissen nicht, wie es im Erdinnern aussieht, woher diese gewaltigen Wirkungen stammen. Wir wissen nur, daß wir über einem ungeheuern Glutherde wohnen, einer ehemaligen Sonne, die nur an ihrer Oberfläche erkaltet ist...

Mein Gedankengang wurde jäh unterbrochen. Wir vernahmen den Schall von Stimmen und ein lauter, kreischender Ruf übertönte sogar das eben einsetzende Brüllen des Halemaumau. Oberhalb unseres Standes tauchten auf einem breiten Felsenwürfel die gelbbraunen Gesichter einiger Kanaken auf. Die Kerle waren kaum bekleidet. Aus ihren trotzigen Mienen und dem höhnenden Lachen schlossen wir, daß es auf uns abgesehen war.

»Kommen Sie schnell fort von hier,« rief der Missionar, indem er mich hastig vom Rande des Feuersees wegzog. »An dieser Stelle möchte ich jeder Auseinandersetzung mit den Menschen aus dem Wege gehen. Die Gelegenheit, uns spurlos verschwinden zu lassen, ist zu verlockend für solch irregeleitete Gesellen. – Sie erkennen doch die Leute? Der eine davon wird sich für die erhaltenen Schläge rächen wollen.«

»Sie haben recht, Hochwürden,« entgegnete ich. »Wer hier hineinfällt, ist tatsächlich spurlos verschwunden. Ob das aber gerade wir sein müssen, steht noch nicht fest. Immerhin gelüstet es auch mich nicht nach einer Rauferei, und wenn wir durch Nachgiebigkeit jetzt einen Vorteil erreichen können, so bin ich mit der Wahl dieses Teiles der Klugheit einverstanden.«

Nur ungern schied ich von dieser einzig dastehenden Stätte. Da aber Pater Stapelfeldt bereits hinter dem nächsten Felsen verschwunden war, folgte ich ihm in einigen langen Sprüngen. Die Kanaken mochten diese Bewegung wohl als überstürzten Rückzug ansehen, denn sie stießen ein weithin schallendes Hohngelächter aus. Drei Gestalten lösten sich aus der Gruppe und schwangen sich an der Wand hinunter. Sie verlegten uns den Weg. Die übrigen verfolgten oben am Rande des Kraters unseren Weitermarsch. – Als wir beim Überspringen einiger Spalten aus dem Schutze der Lavawellen hervortraten, flogen einige Lavabrocken über unsere Köpfe.

Ich blieb stehen und griff nach dem Revolver. Der Pater aber hielt mich zurück:

»Bitte, schießen Sie nicht! Erfüllen Sie meinen Wunsch und lassen Sie uns jedem Raufhandel aus dem Wege gehen...«

Wortlos, widerstrebend, willfahrtete ich dem Drängen des Missionars. Als aber das Geheul der Verfolger und die Insulten zu dreist wurden, konnte ich mich nicht mehr beherrschen.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, bester Pater, aber ich kann das nicht länger mit ansehen. Wir dürfen doch nicht fliehen! Am wenigsten vor ein paar Kanaken. Auch für Ihr persönliches Ansehen ist es besser, wenn wir jetzt energisch auftreten. Überlassen Sie mir nur das weitere. Ich weiß mit solchem Gesindel umzugehen. Da kommen gerade die drei Brüder – und alle tragen sie die schwere Keule!«

Ich ließ die Kanaken herankommen. Der Pater rief ihnen ein paar Worte in ihrer Mundart zu, die aber nur ein Lachen auslösten. Von dem Parlamentieren war ich aber kein Freund. Ich zog den Revolver und schritt auf den nächsten zu. Mit energischen Worten fragte ich ihn, was er von uns wolle, und als er nicht sofort antwortete, versetzte ich ihm einen Tritt gegen das Schienbein, die verwundbarste Stelle bei allen Farbigen, der ihn heulend auf den Boden sinken ließ. Dann schritt ich zu dem zweiten Kanaken. Der aber war schon weniger frech. Er stammelte unverständliche Laute und wand sich scheu vor dem drohend auf ihn gerichteten Lauf. Nun befahl ich den Kerlen mit nicht mißzuverstehender Geberde, daß sie sich sofort aus unserer Nachbarschaft entfernen sollten – was sie sich nicht zweimal sagen ließen.

Die Kanaken, die oben geblieben waren, hatten unsere Unterhaltung mit ihren Kumpanen mit Spannung verfolgt. Sie riefen während der ganzen Zeit aufreizende Worte herunter, und als sie dann sahen, wie ihre Genossen eiligst das Weite suchten, begannen sie uns mit Steinen zu bombardieren.

Mehr um die Kanaken zu erschrecken, als ihnen Schaden zuzufügen, lief ich an den Rand des Kraters und schoß drei Schüsse auf die oben Stehenden ab.

Beim dritten Knall hörte ich einen Schmerzensschrei, dem ein lautes Heulen folgte. – Da ich nicht annehmen konnte, daß ich auf die Entfernung einen Treffer erzielt hatte, wollte ich der Ursache des Rufes nachgehen. Der Pater aber hielt mich zurück.

»Das ist eine Finte. Man will uns in einen Hinterhalt locken. Der Mann kann gar nicht getroffen worden sein. Kommen Sie nur, damit wir unsere Pferde wieder erreichen, bevor die Bande sie uns stiehlt.«

classtests.com

Später erfuhr ich, daß ich durch einen jener unerklärlichen Zufälle den Kanaken auf die schätzungsweise achtzig Meter weite Entfernung doch getroffen hatte. Die Kugel war in den fleischigsten Teil des Mannes eingedrungen und hatte eine schmerzhafte Wunde verursacht.

An unserm Ruheplatze fanden wir den alten Kanaken vor, der mich wegen der Orangen so unzart angerempelt hatte. Er war in eifrigem Gespräch mit den Dienern begriffen und bemerkte unser Kommen erst, als wir dicht hinter ihm standen. Mit allen Zeichen der Angst sprang er auf und versuchte das nahe Dickicht zu erreichen. Diese Eile kam mir verdächtig vor, und da er auf unsere Frage, was er hier suche, die Antwort schuldig blieb, packte ich den Alten an seinem Gürtel und hielt ihn fest. Die Diener gaben uns nun Kenntnis von dem Grunde des unerwünschten Besuches. Der alte Sünder wollte sie veranlassen, die Stellung beim Pater aufzugeben und uns hier einfach sitzenzulassen.

Pater Stapelfeldt verhinderte auch jetzt wieder die exemplarische Bestrafung des alten Hetzers. Ohne jeden Denkzettel wollte ich ihn jedoch nicht laufen lassen. Ich machte ein möglichst grimmiges Gesicht, holte umständlich den Revolver hervor und hielt den Lauf auf die Brust des Alten. Dieser glaubte nun wirklich, daß es ihm ans Leben gehen sollte. Er wurde ganz grau im Gesicht und sank jammernd in die Knie, indem er nun den Pater, in dessen milden Zügen Vergebung lag, um Beistand anflehte. Dieser nutzte auch die Lage aus. Er drückte den Revolver zur Seite. Dafür riß ich den Kerl aber auf die Beine und verabreichte ihm ein paar derbe Ohrfeigen. Die dritte fuhr indessen schon in die Luft – so schnell hatte der Mensch das Weite gesucht.

Die Nacht verlief wider Erwarten ohne jede Störung. Unser Auftreten hatte den umherstreifenden Kanaken doch wohl Respekt eingeflößt.

Der neue Tag sollte der ursprünglichen Verabredung gemäß der Besteigung des Mauna Loa gewidmet werden. Pater Stapelfeldt hatte sich jedoch in der Entfernung dieses Berges vom Kilauea getäuscht. Von unserm Zelt aus schätzte ich die zur Bezwingung des Vulkans nötige Zeit auf wenigstens zwei volle Tage. Es war eine Entfernung von etwa fünfzehn engl. Meilen und ein Höhenunterschied von dreitausend Metern zu überwinden. Dazu fehlte uns aber der Proviant und außerdem wäre es nicht mehr möglich gewesen, zum sonntäglichen Gottesdienste in Keanhou zurück zu sein.

Wir entschlossen uns daher zum Abstieg. Beim Eintritt in die Waldregion sandten wir unsere Pferde mit den Dienern voraus und stiegen gemütlich durch die herrliche Landschaft zur Küste hinunter. Unterwegs fragte ich den Pater nach einer Verbindung zwischen den beiden Vulkanen Mauna Loa und Mauna Kea.

»Es ist schade, daß mein Amtsbruder nicht hier ist,« erwiderte er. »Der war längere Zeit in Hilo, der Hauptstadt dieser Insel, und kennt alle Aufstiegmöglichkeiten in das Hochland. Wenn Sie einige Tage bei mir bleiben können, sehen Sie ihn vielleicht. Er kommt zur See zurück, aber bei der immerhin langen Reise – es sind etwa sechzig Seemeilen – läßt sich der genaue Ankunftstag nicht berechnen. Es ist möglich, aber nicht sicher, daß er schon am Sonntag zurückkommt.«

»Kommt der Herr im Segelboot oder mit einem Schoner?«

»Nein, er hat ein Segelboot der Mission, das von drei Kanaken geführt wird.«

»Dann könnte ich ihm vielleicht entgegensegeln!« rief ich. »Bei der Gelegenheit gewinne ich einen Einblick in die Küstenfauna. Ich kehre dann mit ihm zusammen zurück.«

Der Pater schüttelte lächelnd das blonde Haupt.

»Das Zusammentreffen auf dem Meere ist ein schwierig Ding, wer weiß, welchen Weg das Boot nimmt. Ob es direkt über das offene Meer segelt oder zwischen den Inseln hindurchkreuzt ... doch was ist das? Hörten Sie nichts?« unterbrach er sich.

Wir blieben stehen und lauschten.

»Was glauben Sie gehört zu haben, Pater?«

»Ein seltsames, dumpfes Geräusch. Ein Brummen, vielleicht auch ein Schmerzenslaut.«

»Es war wohl ein wildes Tier,« warf ich ein und schickte mich an, weiterzugehen.

»Die gibt es hier auf Hawaii nicht. Es muß etwas anderes sein – – da – hören Sie?«

Wirklich drangen nun röchelnde Klagelaute an unser Ohr. Wir gingen dem Schall nach und standen bald vor einem undurchdringlichen Dickicht, aus dem jetzt deutlich zu unterscheidendes Stöhnen drang.

»Halloh – wer ist dort?« rief ich in englischer Sprache. Der Missionar übersetzte die Frage in die einheimische Mundart.

Wir erhielten keine Antwort. Aber auch die Schmerzenslaute hörten auf.

classtests.com

»Das ist merkwürdig,« sagte der Pater. »Ich habe deutlich menschliche Laute vernommen. Und nun, wo Rettung nahe ist, macht sich der Mensch unsichtbar!«

»Vielleicht begeht man hier irgendwo eine Schandtat!« rief ich aus und suchte mit den Augen das Dickicht zu durchdringen. »Wir sollten doch nachsehen ...«

Meine Rede wurde durch einen neuen, viel heftigeren Schrei unterbrochen, der zweifellos aus dem Gebüsch vor uns kam. Gleichzeitig hörten wir einen schwachen Ruf.

»Dort liegt irgendwo ein Kanake, der um Hilfe fleht,« rief der Pater. »Schnell, versuchen wir zu ihm zu gelangen.«

Da auf unsere wiederholten Fragen wieder die Antwort ausblieb, ein lang gedehntes Stöhnen uns aber die Richtung andeutete, begannen wir, uns mit unsern Messern einen Weg in das Gewirr zu bahnen. Zum Glück waren es nur dünne Ranken, die wir ohne große Mühe durchschneiden konnten. Immerhin erforderte die Arbeit fast zehn Minuten. Während der ganzen Zeit hörten wir das klägliche Winseln.

Endlich drangen graue Schatten durch das Buschwerk. Eine Felswand wuchs empor. Am Fuße derselben regte es sich. Noch ein paar Hiebe und wir sahen einen Kanaken, der sich in Schmerzen am Boden wand.

Der Pater lief, in der Hand das Kruzifix, als erster hinzu, vorsichtig hob er den Kopf des Mannes – sprang dann aber mit einem Ausruf des Erstaunens zurück, während sich ein gellender Angstschrei aus dem Munde des Verunglückten löste.

»Was ist denn?« fragte ich befremdet.

»Der alte Kanake ist's!« rief der Pater. »Jener Mann, der mich mit seinem wilden Hasse verfolgt! – Bitte, untersuchen Sie ihn und sagen Sie, wie wir ihm helfen können.«

Ich zauderte eine Sekunde und blickte auf den Missionar.

»Bitte!« sagte er.

Nun bückte ich mich nieder und untersuchte den Körper des Verunglückten, der sein jammerndes Betteln erst einstellte, als ihm der Pater versicherte, daß wir ihm kein Leid zuzufügen beabsichtigen. Er glaubte immer noch, wir würden ihn töten. Im umgekehrten Falle würde er sich auch nicht lange besonnen haben.

»Das rechte Bein ist an zwei Stellen gebrochen, der linke Fuß verstaucht und stark geschwollen. Außerdem hat der Schädel ein paar gehörige Schrammen – Durchtrennung der Kopfhaut. Ob sonst noch etwas dahinter steckt, kann ich hier nicht feststellen.«

»Was machen wir nun?« fragte der Pater.

»Ich will das Bein schienen und dann senden wir vom Dorfe Leute herauf, die den Kerl holen. Unten werden wir dann weiter sehen. Ist ein Arzt in Keanhou?«

»Wo denken Sie hin? Den müssen wir aus Hilo holen lassen, wenn wir ihn einmal brauchen sollten. Ist denn ein Arzt nötig?«

»Es ist besser, wenn der Mann in gute Behandlung kommt. Jedenfalls muß er jetzt erst einmal aus dem Felsenloch herausgeschafft werden. Wollen Sie mit anfassen, oder warten wir, bis jemand des Weges kommt und mir hilft? –«

»Nein – ich helfe Ihnen. Je eher der Ärmste von seinen scheinbar großen Schmerzen befreit wird, desto lieber ist es mir. Wie mag ihm das Unglück nur zugestoßen sein?«

»Vielleicht erzählt er es Ihnen,« sagte ich. »Aber nun fassen Sie an, Hochwürden. Lassen Sie sich durch das Geschrei nicht beirren. Der Mann muß auf ebenen Boden gebracht werden, sonst kann ich nichts machen.«

Als endlich nach endloser Mühe geeignete Schienen gefunden und angebracht waren, erzählte uns der Alte, daß er schon gestern abend kurz nach der Flucht aus unserm Zelte von den Felsen abgestürzt sei. Er hatte die ganze Nacht hindurch um Hilfe gerufen – vergeblich.

Pater Stapelfeldt bat mich nun, ich möchte doch zu einer näher bezeichneten Farm laufen, um dort Pferde und eine Bahre zu holen, damit der Verunglückte, den jetzt das Fieber schüttelte, unter Dach gebracht würde. – Ich fand auch die Farm. Sie schien aber ausgestorben. Kein menschliches Wesen gab auf mein Rufen Antwort. Als ich mich dann auf den Weg talwärts wandte, begegnete mir eine Kanakenfamilie, der ich nach langer Rede begreiflich machen konnte, um was ich sie ersuchte. – Sie kamen auch bald mit zwei Pferden und einem halben Dutzend halbbekleideter Männer zurück und folgten mir neugierig auf dem steinigen Pfade.

An einer Wegebiegung erwartete uns ein ergreifendes Bild. Den Bergweg hinunter kam Pater Stapelfeldt. In seinen Armen hielt er, sorgfältig gebettet, den alten Kanaken. Die Last überstieg fast die Kräfte des Geistlichen. Dicke

classtests.com

Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn und an seinem wankenden Tritt erkannte ich das Schwinden seiner Körperkraft.

Auch die Kanaken, einmal das Staunen überwunden, beeilten sich, dem Pater beizuspringen. Sie hoben den Verunglückten sanft aus den Armen des Missionars und konnten es nicht unterlassen, ihrer lauten Vewunderung darüber Ausdruck zu verleihen, daß der Geistliche seinen Todfeind in den eigenen Armen der Rettung entgegentrug. Die edle Handlung nötigte selbst den rohen Eingeborenen Hochachtung ab. Lange Zeit blieb Pater Stapelfeldt der Held des ganzen Dorfes.

Leider überwog fanatischer Haß das Andenken an die barmherzigen Taten des wackeren Missionars. Zwei Jahre später erreichte mich die Nachricht von dem Tode des lieben Paters. Er fiel durch Mörderhand, als er im Begriff stand, einem sterbenden Kanaken die letzte Wegzehrung zu bringen.

Drittes Kapitel.

Der junge Missionar, der mir Ratgeber auf meinen Reisen durch das Hochland der Insel Hawaii sein sollte, traf am dritten Tage in Keanhou ein. Ich begrüßte in ihm einen Sohn der Berge, Andreas Tascher aus Brixen in Tirol. Als er von meinem Plan hörte, gingen ihm die Augen über. Nicht etwa wegen seiner Schilderungen des schwierigen Aufstiegs auf die Vulkane, sondern im vergleichenden Angedenken an seine geliebten heimatlichen Berge. Ein leises Heimweh bemächtigte sich seiner, als er in mir einen gleichgesinnten Freund der Tiroler Alpen fand. Als die Uhr schon längst die Mitternachtstunde verkündet hatte und alles im Hause schon zur Ruhe gegangen war, stand er immer noch auf der Veranda und blickte sinnend zu den Umrissen der Berge empor. Seine Gedanken weilten daheim, zwanzigtausend Meilen weit weg von seiner einsamen Station.

Die beiden Missionare empfingen mich, als ich von dem morgendlichen Seebade heimkehrte, mit einem sonnigen Lächeln.

»Wäre Ihnen die Begleitung meines jungen Amtsbruders angenehm?« fragte Pater Stapelfeldt, während er mir den duftenden Kaffee reichte.

»Aber selbstverständlich!« rief ich aus. »Wohin darf ich mich dem Bruder Andreas anschließen?«

»Nun, sie planen doch einen Besuch der Vulkane. Andreas wird sich Ihnen gern anschließen, und da er der Sprache mächtig ist, dürfte er Ihnen gute Dienste leisten können.«

Erfreut nahm ich das Anerbieten entgegen. Dann aber kamen mir Zweifel.

»Wird Bruder Andreas aber auch so lange fortbleiben können? Die Tour kann mehrere Tage in Anspruch nehmen ....«
»Andreas ist an keine Zeit gebunden. Er wird bei der Gelegenheit unsere auf der Höhe zerstreut lebenden Christen besuchen und denen ein Stündchen widmen. Später werden Sie doch an der Westküste das Meer zu erreichen suchen und dann wird Andreas bei den Amtsbrüdern in Puako oder Kawaikae weiteres erfahren.«

»Dann wird mich Bruder Andreas auch zum Mauna Kea begleiten?« fragte ich, nach einem Blick auf die Karte.

»Allerdings, wenn Ihnen dort der Schnee kein Hindernis bietet.«

Der nächste Tag fand uns reisefertig. Andreas besaß alles, was zu einer regelrechten Bergbesteigung erforderlich ist. Als er aber Seil- und Schneereifen hervorsuchte, mußte ich lachen.

»Aber, bester Bruder, wozu denn dieser Ballast! Wir werden doch keine Gletscher oder Schneefelder finden – hier fast noch im Tropengürtel.«

»Sie werden Gelegenheit haben, meine Vorsicht zu loben,« erwiderte lächelnd der junge Mann. »An Schnee fehlt es dort oben nicht.«

»Aber die Schneedecken sind doch nur mäßig stark – wenigstens vermute ich das bei der Höhe der Schneegrenze, die ich bei 4500 Metern suche.«

»Der Mauna Loa hat oberhalb 4000 Meter sehr oft tiefen Schnee. Mauna Kea ist fast das ganze Jahr über mit einer Schneekappe bezogen. Die weniger hohen Berge, wie Hualalai und Kohala, sind allerdings schneefrei. Sie bieten nicht viel, wenn man die ›Riesen‹ vorweggenommen hat.«

»Man hat mir auch den Haleakala auf der Insel Maui gerühmt. Kennen Sie den auch näher?«

»O ja! Den Berg dürfen Sie nicht versäumen. Und mehr noch wird Sie das Jao-Tal begeistern, das sich an den Flanken

classtests.com

des Haleakala hinzieht. Allerdings« – fügte er zögernd hinzu, »leben dort oberhalb der Dörfer noch Kanaken, denen es auf ein Menschenleben nicht ankommt. Die Bewohner von Nahiku sind nicht sehr geachtet.«

»Und wie sieht es auf den übrigen Inseln dieser Gruppe aus?«

»Auf den größeren, wie Molokai, Oahu und Kauai sind herrliche Wälder bis hinauf zu den höchsten Bergspitzen, die allerdings 1500 bis 1800 Meter nicht überschreiten. Die kleinen Inseln: Lanai, Kahoolawe und Niihau sind nur an den Küsten bewohnt. Im Innern treiben sich Flüchtlinge herum, mit denen König Kalakaua gern ein ernstes Wort reden möchte. Dort sind sie aber selbst für den König unerreichbar, denn sie lassen keinen Menschen wieder an die Küste zurückkehren ....«

Unter derartigen Gesprächen erreichten wir gegen Abend den Ort, an dem wir vor wenigen Tagen unser Nachtlager aufgeschlagen hatten. Wir rasteten auch jetzt wieder im Schutze der grotesken Felsen. Heute mußten wir jedoch die Decken fest um uns ziehen, denn vom Gipfel des Mauna Loa blies ein frisches Lüftchen herunter, das uns zwang, das Lagerfeuer die ganze Nacht hindurch zu unterhalten.

Mit dem ersten Sonnenstrahl brachen wir auf. In der Nacht schon hatten wir uns die abwärts fließenden Lavaströme gemerkt, und wir konnten mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß uns kein derartiges Hindernis auf unserm Wege begegnen würde.

An einer Stelle, wo kleine Rauchsäulen die Luft mit salzsauer riechenden Schwaden durchsetzten, ließen wir die Träger zurück. Sie wären auch um keinen Preis zum Weitergehen zu bewegen gewesen. Bis hierher begleitete uns auch die Vegetation. Dann aber mußten wir in der inzwischen zur Gluthitze angewachsenen Sonne schutzlos auf dem grau gefärbten Gestein aufwärtsklettern. In der ersten Stunde deutete keinerlei Anzeichen darauf hin, daß unser Fuß über der wer weiß wie dünnen Kruste eines Feuermeeres schritt. Später aber, als der Blick frei über den Kilauea hinweg in die Ferne schweifen konnte, wurde der Boden wärmer. Es taten sich kleine Risse auf, denen heißer Atem entströmte. Bald zwang uns ein kaum noch erkalteter Lavastrom zu einem größeren Umweg, und nun begann es auch im Innern des Berges lebendig zu werden. Gurgelnde Geräusche, wie sie kochendes Wasser in einem geschlossenen Behälter zu erzeugen pflegt, drangen aus dem Boden.

Unsere Unterhaltung wurde einsilbiger. Trotz der Gewißheit, daß wir keinen Auswurf von Steinmassen zu gewärtigen hatten, blickten wir doch mit geheimer Scheu zu dem nun sichtbaren Krater Mokuaweoweo hinauf. Wir unterschieden deutlich die langsam überkochende Feuermasse und erblickten hin und wieder den ins Tal abfließenden glühenden Bach.

Nach zweistündiger Wanderung, die uns auf die Nordseite des Berges geführt hatte, umkreisten uns plötzlich glühendheiße Winde. Sie schienen aus dem Berginnern in Spiralen emporzusteigen und sich im Äther zu verlieren. Unmittelbar darauf zwang uns ein sausender kühler Luftzug, unsere Decke umzuhängen.

Plötzlich übergoß ein blauglänzender, wie mit Brillanten besäter Abhang das ganze Luftmeer mit blendendem Lichte. Wir hatten die Schneegrenze erreicht. Die wie Inseln aus dem weißen Mantel herausragenden, breitgedrückten, zerklüfteten Gesteinsmassen strahlten in wunderbarem Blau. Durch eine Täuschung des Auges sahen wir alles um uns her in einem Farbenspiele, das aus dem Blau über Grün und Rot in ein dem Auge äußerst wohltuendes Violett überging.

Ich war gebannt von diesem einzigartigen Anblick. Dann fühlte ich aber eine immer zunehmende Schwere in den Gliedern, und als ich mich nach meinem Gefährten umsah, bemerkte ich, wie sich dieser an einen Stein anklammerte und ebenfalls mit einer Schlafsucht kämpfte. Da fuhr mir blitzschnell ein fürchterlicher Gedanke durchs Hirn. Ebenso schnell ergriff ich die nötigen Maßregeln. Mit Aufbietung aller Kräfte sprang ich den Schritt zu Bruder Andreas hinüber, faßte ihn am Arm und riß ihn zurück. Er ließ sich den Angriff auch ruhig gefallen. Er wehrte sich nicht einmal, als ich ihn, wie er stürzte, mit Gewalt den Berg hinunterzog. Rücksichtslos schleifte ich ihn etwa zwanzig Meter abwärts, bis der frische Abendwind uns frei umwehte. Dann atmete ich recht tief auf und beugte mich zu meinem Begleiter hinab.

»Wie geht es Ihnen, Bruder Andreas? Fühlen Sie sich noch krank?«

Der Angeredete hob den Kopf, blickte mich verwundert an und fragte:

»Was ist denn mit mir geschehen? Ich habe wohl geschlafen? Wo bin ich denn?«

Dabei schluckte er heftig, benetzte die Lippen und sagte dann:

»Ich habe einen so merkwürdigen Geschmack im Munde. Mir ist, als ob ich ein bitteres Metall gegessen hätte. Erklären Sie mir doch, was mit mir vorgegangen ist.«

»Lieber Andreas, danken Sie Gott, daß ich noch rechtzeitig auf die Ursachen des prachtvollen Farbenbildes aufmerksam wurde. Wenige Minuten später, und wir stünden vor Gottes Thron.«

classtests.com

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich. Der Berg zeigte ein herrliches Bild ..., aber ich muß dann wohl unwohl geworden sein?«

»Das herrliche Bild wurde durch die dem Berginnern entströmenden giftigen Gase hervorgebracht, die auf ein Haar unser Verderben geworden wären. Unmerklich bemächtigten sie sich unserer Sinne. Während wir in begeistertem Schauen versunken waren, suchte der Tod in unsere Lungen einzudringen und uns in sanften Schlafbewegungen in die Ewigkeit hinüberzutragen! Doch wie befinden Sie sich jetzt? Können Sie aufstehen und ein Stück weiter abwärts gehen?«

»Ich werde es versuchen. – Ah – ich glaube, ich bin irgendwo verwundet. Nein, es geht schon – so! Ein wenig schwindelig bin ich und – sehen Sie meine Kleider an ....«

»Kommen Sie, Andreas! Atmen Sie einige Male recht tief, damit das Kohlenoxyd aus dem Körper herauskommt – so – nochmal .... Und die Kleider? Nun, die müssen Sie auf meine Rechnung schreiben, denn ich zog Sie sehr unsanft aus dem Bereiche der tödlichen Giftschwaden.«

Die Nacht legte sich auf das Tal. Unten am Strande leuchteten schon die nächtlichen Feuer, während hier oben noch einige Strahlen der in das Weltmeer tauchenden Sonne den Gipfel umspielten. In diesem Halbdunkel bot der Feuersee Halemaumau dort unten zu unsern Füßen ein feenhaftes Bild. Aus dem rotglühenden Feuerbrei schossen die weißen Metallstrahlen der »Springbrunnen« wie Leuchtkugeln in die Luft, während die weißflüssigen Fäden, vom Winde gefaßt, als Goldgeflecht über die schwarzen Lavazacken gesponnen wurden.

Eine hehre Stille lagerte sich mit den dunkeln Schatten über die Insel, von weitem trug die Brise das regelmäßige Donnern der Brandung in kaum vernehmbaren Lauten hinauf in unsere luftige Höhe. Von dem weiter unten bemerkten Rollen und Arbeiten der Gewalten im Innern des Berges spürten wir an dieser Stelle nichts. Der Berg war so ruhig, als ob er mit granitenen Massen aufgebaut wäre. Nichts verriet an dieser Stelle, daß wir unser Nachtlager im wahren Sinne des Wortes auf einem tätigen Vulkane aufgeschlagen hatten, der in jedem Augenblick sich an dieser Stelle öffnen und uns in seine weißglühenden Massen hineinziehen konnte. Unsere Nachtruhe war auch keineswegs eine sanfte, denn unter dem doppelten Eindruck der überstandenen Lebensgefahr und des, durch vielleicht winzig dünne Erdschichten getrennt, unter uns wogenden Feuermeeres schlief es sich nicht gar ruhig. Faktisch teilten wir uns auch in die Nachtwache, obgleich wir genau wußten, daß es weder aus den schleichenden Gasen noch aus einem plötzlich hervorbrechenden Lavastrome eine Rettung gab.

Bei Tagesanbruch lagerte eine helle Wolke über dem Mokuaweoweo, die wie ein in sich wirbelndes Schneegebilde aussah. Bruder Andreas deutete kopfschüttelnd auf die Erscheinung und sagte:

»Als ich voriges Mal hier oben war, sah ich eine ähnliche Erscheinung, die man an der Küste nicht wahrnahm. Ich mußte damals umkehren, denn alle die sonst gut sichtbaren Risse des Berges lagen unter einer feinen Schneeschicht verborgen. Hoffentlich ist das heute nicht der Fall.«

»Wenn Sie irgendeine Gefahr in der Besteigung des Gipfels sehen, wollen wir lieber darauf verzichten. Das, was uns hier von dieser Stelle aus geboten wird, kann auch von dort oben gesehen nicht schöner sein.«

»Ich sehe keinerlei Gefahr in dem Aufstieg selbst,« erwiderte Andreas. »Es gibt aber hier oben unvorhergesehene Zwischenfälle, von denen kein Mensch bisher etwas geahnt hat. Ich erinnere nur an unser gestriges Erlebnis. Ich hörte bisher noch nie etwas von der Entwicklung giftiger Gase auf dem Mauna Loa und war daher nicht darauf vorbereitet. Auch ist mir nie zu Ohren gekommen, daß ein Mensch in den Spalten verunglückt wäre, obgleich vor zwei Jahren, kurz vor meiner ersten Besteigung, ein englischer Geistlicher von einem Besuche des Kilauea und Mauna Loa nicht zurückgekehrt ist. Die geschäftige Fama behauptete damals, der Mann habe sich in den Feuersee gestürzt, aber eine sichere Kunde über sein Ende gelangte nie bis zu uns.«

Gegen sieben Uhr morgens verließen wir den Granitwürfel, hinter dem wir die Nacht verbracht hatten, und stiegen aufwärts. Das Gehen auf der durch nächtlichen Tau glatten Lava gestaltete sich anfangs mühsam und beschwerlich wegen der starken Neigung des Berges. Der Bergstock glitt oft mit einem silbernen Klingen ab, und mehr als einmal fanden wir uns auf den Knien. Bald aber wurde die Neigung geringer, die Fläche ebener, und nun konnten wir mit sicherem Tritt rüstig ausschreiten. Der Schnee, der nun die Gipfelzacken bedeckte, verhinderte ein Ausgleiten. Anfangs begrüßten wir die dadurch gebotene Erleichterung. Gar bald aber blieb Andreas mit bedenklichem Kopfschütteln stehen.

»Ich fürchte, der Schnee spielt uns auch dieses Mal wieder einen Streich. Beachten Sie dort den goldgelben Strich auf dem Schnee. Der zeigt doch sicher einen Spalt an, aus dem sich Dämpfe empordrängen. Lassen Sie uns vorsichtig den Streifen untersuchen. – Sehen Sie,« fügte Andreas hinzu, »der Stock findet keinen Widerstand. Wir stehen vor einem der vielen Risse, mit denen der Berg durchfurcht ist.«

»Das ist allerdings fatal,« sagte ich. »Unter diesen Umständen verzichte ich doch lieber auf den Weitermarsch. Wenn die Sonne höher steigt, blendet uns der Schnee derart, daß wir die gelben Warner unmöglich wahrnehmen können.

classtests.com

Und ich gestehe aufrichtig, daß ich mir doch etwas Schöneres denken kann, als in einer vulkanischen Esse eines grauenvollen, wenn auch schnellen Todes zu sterben.«

»Nun, gar so schlimm wollen wir uns die Gefahren nicht ausmalen. Ich will uns aber jetzt durch den Lederriemen sichern, damit für alle Möglichkeiten gesorgt ist. Gleichzeitig wenden wir uns der Südostseite zu. Dort schmilzt der Schnee rasch, und wir sind weniger gefährdet.«

Wir gingen in einem seltsamen Kontraste. Unter uns blühte und grünte alles wie im ewigen Sommer, und hier oben umgab uns der tiefe Winter. Andreas hatte mir das eine Ende des Lederseils um die Brust geknotet und nahe am andern Ende band er sich selbst daran fest. Ich war noch nie an einem Seil gegangen. Daher empfand ich ein unangenehmes Gefühl, als ich so, meines Selbstbestimmungsrechtes beraubt, dem Willen eines andern folgen mußte. – Den Weisungen des vorangehenden, berggewohnten Tirolers entsprechend, mußte ich eine größere Entfernung zwischen uns einhalten.

Wir mochten wohl eine halbe Stunde lang gestiegen sein, als uns ein Sausen zum Gipfel emporschauen ließ. Dort erhob sich eine langgestreckte, feine Wolke, die wirbelnd über einer einzigen Stelle kreiste. Sie war schneeweiß, und als sie sich aus dem Schatten herausschälte, funkelte es in dem reinen Äther, als ob Millionen strahlender Brillanten von unsichtbarer Hand in der Luft umhergeworfen würden. Nach kurzer Zeit ging die Erscheinung in ein sattes Blau über und verschwand, wie vom Berge eingesogen, in der Lavakluft.

»Dort kämpfen die verschiedenen Temperaturen ihren ausgleichenden Kampf,« sagte ich, als der Himmel wieder blendend rein über uns stand. »Wir müssen ganz besonders vorsichtig sein, damit wir den Gasen nicht zu nahe kommen, die auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Jedenfalls lassen Sie uns immer die windigen Seiten suchen; dort laufen wir weniger Gefahr als an der geschützten Nordseite.«

Wir standen bald vor den ersten Rissen. Sie waren nicht breit und leicht zu überspringen. An ihren Rändern zeigte sich eine ganz schwache gelbe Färbung, die, je höher wir kamen, ganz aufhörte. Das sagte uns, daß wir die Gasregion hinter uns gelassen hatten.

Eine etwas unregelmäßig laufende schwarze Linie prüfte Andreas vorsichtig mit dem Bergstock. Zu seinem Glück. Denn eben dort, wo in der nächsten Sekunde sein Fuß stehen sollte, glitt der Stock widerstandslos in das Leere, und bald stellten wir fest, daß diese Spalte mit einer verräterischen Decke überzogen war. Mit vereinten Kräften stießen wir Loch an Loch in die Schneedecke und erweiterten dadurch den Raum so, daß wir die Breite des Risses genau übersehen konnten. Nun erst wagten wir den Sprung.

Kurze Zeit später rief mir Andreas zu:

»Achtung! Wieder eine Kluft!«

Unmittelbar darauf hörte ich einen dumpfen Schall. Aufblickend sah ich meinen Begleiter bis zum Gürtel im Schnee stecken – er griff mit den Armen um sich – dann war er verschwunden!

In demselben Augenblick spürte ich einen Ruck. Der Riemen, den ich zufällig aufgerollt in der Hand trug, fuhr durch meine Finger. Ich stürzte und fiel vornüber. Dann glitt ich rasend schnell der gähnenden Öffnung entgegen. Instinktiv warf ich mich quer und suchte einen Halt mit den Füßen. Ich fühlte keinen Schmerz, aber in buntem Wechsel schossen mir tausend Bilder durch den Kopf. Mein Auge blieb fest auf das schwarze Loch gerichtet, dem ich in schneller Fahrt entgegentrieb.

Das alles dauerte natürlich keine Minute. Plötzlich fanden meine Füße einen Halt. Blitzschnell umklammerte ich jetzt den Riemen, um den beengenden, quälenden Druck von der Brust loszuwerden. Ich fühlte den Körper des Gefährten in der Schwebe. Das Gewicht war in der Lage, in der ich mich befand, ein gewaltiges, und es bedurfte äußerster Kraftanstrengung, um den einmal gewonnenen Vorteil zu sichern.

Es gelang mir, mich auf die Knie zu heben. Nun ergriff ich den Riemen mit beiden Händen, um den verunglückten Freund herauszuziehen oder ihm doch eine Stütze zu sichern, falls er in seiner Gruft nach einer Rettungsmöglichkeit suchen sollte.

Ob er noch lebte?

Der Riemen blieb unbeweglich liegen. So sehr ich auch zog, er wich um keines Haares Breite. War er eingeklemmt? Ich hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn ich einen Blick hätte hinunterwerfen können. Die Ungewißheit verursachte mir förmlich körperlichen Schmerz. Ich rief! Mit zusammengebissenen Zähnen lauschte ich auf Antwort. – Jetzt gerade rollte und rauschte es irgendwo im Berge. Ich lachte grimmig über die Warnung. Gebt mir den Gefährten wieder, ihr vulkanischen Mächte!

Nochmals und wiederum gellte mein Ruf in die Leere. In der dünnen Luft kam er mir vor wie das Gewimmer eines Kindes. Und doch! horch!

classtests.com

Ein Laut drang aus dem Spalt! Mein Herz hämmerte hörbar in meiner Brust. Angstvoll schrie ich nochmals: »Andreas – hören Sie mich?«

»Helfen – ziehen!« tönte es kaum vernehmbar herauf.

Mit Anspannung aller Kräfte warf ich mich auf den Riemen und zog. Endlich kam er. Zwei-, dreimal ruckte die Last aufwärts. Dann wurde der Riemen plötzlich schlaff.

»Um Gotteswillen, was ist geschehen? Haben Sie einen Halt?« brüllte ich hinunter. Ich mußte die Frage oft wiederholen, bis die Antwort kam.

»Nachlassen – ich habe einen Halt!«

»Gott sei Dank!« Aus warmem Herzen drang mir das Wort auf die Lippen. Dann hörte ich deutlich die Warnung:

»Nehmen Sie sich in acht! Kommen Sie keinen Schritt näher an den Spalt! Ich binde den Riemen los. Folgen Sie dem Riß abwärts, bis ich rufe. Ich kann hier gehen.«

Diese Worte erfüllten mich mit unsäglicher Freude, wußte ich doch jetzt, daß dem Kameraden kein ernsterer Unfall zugestoßen war.

Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Als ich das andere Ende des Riemens in den Händen hielt, war es klebrig von Blut. Ich rief nochmals hinunter:

»Sind Sie verwundet, Andreas?«

Nach dreimaligem Anruf hörte ich die Worte:

»Unbedeutend – aber gehen Sie rasch abwärts, bis ich wieder rufe!«

Ich folgte dem Riß, der fast schnurgerade nach Süden verlief und merklich enger wurde, bis mir ein starrer Zacken Halt gebot. Jenseits desselben gähnte ein tiefer Abgrund, der in dem Krater das Mokuaweoweo enden mußte. Von Andreas hörte ich keinen Ton. Ich konnte mich, durch den Zacken gesichert, dem Riß nähern und versuchte hinunterzublicken. Entsetzt fuhr aber mein Kopf zurück, denn ich blickte in eine gähnende, unergründliche Tiefe, aus der mir ein roter Faden entgegengrinste. Ein Feuerstrom? – Und mein Kamerad?

»Andreas, um Gottes willen, antworte!« schrillte mein Verzweiflungsschrei in den Schlund, der hohnlachend das Echo in dumpfem Schall zurückgab.

Keine Antwort!

Nun sank ich in die Knie und erbettelte von dem Lenker unserer Geschicke das Leben des Gefährten.

»Andreas!«

Und nun – war es Täuschung, war es Wirklichkeit? – drang aus weiter, weiter Ferne ein Ruf an mein Ohr. Der leise Wind trug die Worte über den Rand des Abgrundes hinauf. Deutlich vernahm ich die Aufforderung, den Riemen hinabzuwerfen. Aber wo? Wo befand sich der Freund? Es war mir nicht möglich, mich nach dem Schalle zurechtzufinden. Einmal schien mir der Ton aus dem Abgrund zu kommen, ein anderes Mal aus dem Spalt.

Ich band mich vom Riemen los, befestigte ihn an dem Zacken und kroch auf dem Bauche bis an den äußersten Rand des Abgrundes. Dort rief ich hinunter:

»Geht zurück, Andreas! Hier kann ich nicht weiter.«

Und als ich einen dumpfen Laut vernahm, ließ ich den Riemen dort, wo ich stand, in den Spalt hinunter.

Bange Minuten verstrichen, bis ich endlich den Freund hörte.

»Haben Sie den Riemen?« fragte ich.

»Ja – ziehen Sie!« schallte es zurück.

Jetzt hatten meine Füße einen Halt. Der Zacken unterstützte meine Anstrengungen und langsam, ruckweise, kam die Last höher. Mir schwanden fast die Kräfte. Ich warf mich hintenüber, um besser arbeiten zu können, aber ich mußte einen Augenblick verschnaufen. Ich legte abermals das gewonnene Stück Riemen um den Zacken und hielt mit dem Ziehen inne. Meine Stimme versagte. Ich konnte dem Freunde nicht mehr rufen.

Dieser aber bemerkte kaum das Stocken, als er mit dringenden, jetzt klar vernehmbaren Worten rief:

»Nur jetzt nicht auslassen – ziehen – ziehen ...«

Eine solch unsagbare Angst sprach aus den Worten, daß ich zur Verzweiflung getrieben wurde. Und diese verlieh mir übermenschliche Kräfte. Ich riß wieder an dem Riemen und legte die neu gewonnene Schlinge um den Halt. Dann

classtests.com

schöpfte ich eine einzige Sekunde Atem. Aber auch diese schien mir das Geschick nicht zu gönnen.

»Nicht auslassen – o Gott – bitte ...« schrie es mit angsterfüllten Worten aus dem gräulichen Schlund. Und wieder legte ich mich hintenüber und zog und zog.

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich gellend aufschrie, als das kreidebleiche Gesicht des Verunglückten über den Rand blickte. Entsetzen und Verzweiflung in dem stieren Blick. Als die Hände sich fiebernd in das harte Lavabett krallten ...

Noch ein letzter übermenschlicher Ruck. Bruder Andreas lag neben mir auf dem Schnee – gerettet! Ich selbst lag auf dem Rücken. Helle Blutstropfen färbten den weißen Hang und zogen eine feine Linie nach dem Spalt, der fast das Grab meines Gefährten geworden wäre.

So lagen wir eine ganze Weile wortlos nebeneinander, wir bedurften beide der Sammlung, um uns bewußt zu werden, daß nun tatsächlich jede Gefahr vorüber sei. Ich streckte dem braven Manne die Hand entgegen und beglückwünschte ihn zu seiner Errettung.

»War die Spalte sehr tief?«

»Nach meiner Schätzung muß sie bis auf das Kraterbecken des Mokuaweoweo hinuntergehen, also etwa achtzig bis hundert Meter tief sein. Unten sah ich deutlich einen flüssigen Lavastrom, der irgendwo einen Weg nach außen sucht. Ein frischer Luftzug rettete mich vor dem Ersticken, denn als ich auf dem äußersten Ende zufällig einem Lavablock gegenüberstand und dadurch vor dem Winde geschützt war, empfand ich sofort den metallischen Geschmack und kletterte, so rasch es mir möglich war, wieder zurück.« -

»Wie fanden Sie denn nach dem Sturze einen Halt?«

»Der Berg ist in unregelmäßigem Bruch auseinandergesprengt worden. Überall ragen Zacken und Kanten aus der Bruchstelle. Ein schmaler Rand ermöglichte mir sogar eine Strecke zu marschieren. Das war, als ich mich von dem Riemen löste. Der Gang war zwar der gefährlichste, den ich mir vorstellen kann, da das Gesimse kaum vierzig Zentimeter breit ist, aber mit dem Riemen war er noch schlimmer, da dieser überall an den Vorsprüngen hängen blieb. – wie ich es überhaupt fertigbrachte, ohne Stütze auch nur wenige Schritte zu gehen, ja sogar wieder umzukehren, das weiß ich nicht. Der geringste Fehltritt, ja die leiseste seitliche Bewegung hätte mich in die Tiefe und in den Bach flüssigen Feuers geworfen.«

Während seiner Erzählung hatte ich den Tee gekocht und flößte ihm das heiße Getränk löffelweise ein. Dann reichte ich ihm die Kognakflasche.

»Jetzt brauchte ich ein wärmendes Feuer, denn ich bin naß vor lauter Angstschweiß,« sagte er, »aber Holz ist hier weit und breit nicht zu finden. Ein Glück ist es, daß Sie den Spirituskocher mitnahmen, sonst sähe es schlimm um uns aus.«

Ich trat an den Gefährten heran und bot ihm die Hand:

»Kommen Sie, Andreas. Die Sonne wird uns bald wieder erwärmen, und an unserm letzten Nachtlager finden wir Holz. Bergab können wir es in einer Stunde schaffen.«

»Wie? Sie wollen umkehren?« fragte er. »Jetzt, wo wir kaum noch zweihundert Meter zum Gipfel haben? Das kann Ihr Ernst nicht sein.«

»Ich sage es ja auch nur Ihretwegen,« erwiderte ich. »Trauen Sie sich denn noch die Kraft zu, ohne vorherige Ruhepause den Gipfel zu ersteigen?«

»Natürlich! Kommen Sie! Aber wir wollen uns erst wieder anbinden, denn ich bin jetzt etwas vorsichtiger geworden.«

Nun ging es wieder aufwärts. Die verhängnisvolle Kluft übersprangen wir an einer schmalen Stelle. Dann folgten wir einigen Zacken, die hier wie Leuchttürme gefährliche Risse anzeigten, und nun standen wir vor einer blendendweißen, sanft geneigten Schneefläche, die sich bis zur höchsten Spitze des Mauna Loa hinaufzog.

Vor uns lag die Insel in ihrer ganzen prächtigen Schönheit ausgebreitet. Nach Norden drängte sich der um etwa hundert Meter höhere Mauna Kea in das Bild. Auch sein Gipfel warf die gleißenden Sonnenstrahlen von weiten Schneeflächen zurück. Obgleich über dreißig Kilometer in der Luftlinie entfernt, schien er so nahe, daß man glaubte, ihn mit einem Steinwurf erreichen zu können. Den Zwischenraum zwischen den beiden Bergen füllen weite Wälder aus. Im Nordwesten reckt sich der Hualalai, ein zerrissener Berg von annähernd dreitausend Meter in die Höhe. An seinen Flanken wiegen sich hochstämmige Palmen. Die gegen das Meer schroff abfallenden Felsmauern lassen an der Küste eine ganze Anzahl kleiner Dörfer erkennen, unter denen Kealakekua einige Berühmtheit erlangt hat. Dort wurde Cook von den Kanaken ermordet.

Im Osten hatten wir den leider in dichte weiße Dämpfe gehüllten Krater des Mokuaweoweo dicht unter uns. Eine

classtests.com

heiße Luftströmung ließ uns die Erinnerung an seine Tätigkeit nicht vergessen. Weiter hinunter, gegen die Küste sanft abfallend, gähnte die offene Mulde des Kilauea mit dem berühmten Feuersee. Von hier sah man deutlich, daß vor undenklichen Zeiten einmal die Spitze des Berges in sich zusammengesunken sein mußte und vom ewigen Feuer verschlungen wurde.

Weit im Norden zeichnete die Insel Maui ihren höchsten Punkt, den Haleakala, an den Horizont. Dort lag unser nächstes Reiseziel – wenn uns ein gütiges Schicksal beim Abstieg vom Mauna Loa gnädig sein würde.

Bei dem Beraten über diesen Plan begannen sich nämlich die Flanken unseres Berges unvermittelt an zwei Stellen zu öffnen. In ruckweisen Stößen quoll eine mehrere Meter breite, flüssige Lavamasse über den Schnee und hüllte in wenigen Minuten den Gipfel in weiße Wasserdämpfe. Der Ausbruch war von einem gläsernen Klange begleitet, dem ein Knirschen und Knistern folgte. Gleich darauf erschien der feurige Bach. Die Erdkruste konnte an der Durchbruchstelle keine besondere Stärke haben, denn sonst hätte dem Ausbruch eine Detonation vorausgehen müssen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß wir nun darauf bedacht waren, unsern Aufenthalt hier oben so viel als möglich abzukürzen. Die herrliche Szenerie verlor ihren Reiz angesichts der nahen Gefahr. Hatten wir schon vorher unsere Gedanken über die zahlreichen Rippen ausgetauscht, die frühere Ausbrüche bei Erkaltung ihrer dickflüssigen Masse an den Seiten des Berges hinterlassen hatten, so widmeten wir jetzt diesen Überbleibseln erhöhte Aufmerksamkeit. Soweit es die nach der Schneeschmelze durchsichtiger werdenden Dämpfe gestatteten, suchten wir den Lauf der heutigen wie früherer Lavaströme mit den Blicken zu verfolgen. Bald fanden wir auch eine gewisse Regelmäßigkeit in deren Bahn heraus. Wir stellten fest, daß der Westabhang am wenigsten den Feuerflüssen ausgesetzt war. Dort ließen nur ein paar verwitterte Brocken auf frühere Ausbrüche schließen. Der gegebene Weg lag dort.

Bruder Andreas kam mit wenig erfreulichen Nachrichten von der Erkundung einer Abstiegsmöglichkeit an jener Seite zurück.

»Nach meiner Schätzung können wir ein paar hundert Meter bequem absteigen. Dann aber sperrt, soviel ich sehen kann, eine breite Kluft den Weg. Sie zieht vermutlich bis an das südliche Ende des Berges, wenn nicht bis in den Krater selbst. Sollen wir es versuchen?«

»Unbedingt!« erwiderte ich. »Bedenken Sie, daß wir in drei Stunden Sonnenuntergang haben – und eine Nacht möchte ich hier oben nicht verbringen ohne Decken und ohne Feuer! Schon jetzt fühle ich im Schatten die Eisbildung. Einen stärkeren Frost überstehen wir keinesfalls ohne Schaden für unsere Gesundheit. Gehen wir also!«

Mit diesen Worten schritt ich voraus. Da ich allein noch mit dem Bergstock versehen war, oblag es mir, das Terrain genau zu untersuchen. Vorsichtig tastete ich jeden Meter Boden ab, ehe ich den Fuß weitersetzte. Andreas mußte genau in meine Fährten treten, damit er nicht ein zweites Mal einbrach. Die trügerische weiße Decke verbarg auch mehrere schmale Sprünge, und trotz aller Vorsicht hätte uns beinahe ein neues Unglück betroffen. An einer Stelle, die ich dem grauen Streifen nach für eine Lavarippe hielt, waren die Schneemassen durch die Wirbelwinde zu einem Damm zusammengeschichtet worden. Unmittelbar dahinter klaffte ein etwa dreißig Zentimeter breiter Riß. Als ich nun festen Fuß auf dem vermeintlichen Lavastrom gefunden hatte, wollte ich weiterschreiten. In demselben Augenblick gab aber die Masse nach und verschwand vor meinen Augen in der Tiefe. Nur ein schneller Sprung rückwärts rettete mich vor einem Sturze.

Die Sonne stand schon tief, als wir endlich die vermeintliche Kluft vor uns sahen. Es war eine Bruchstelle. Ein Abgrund tat sich vor uns auf, in dessen Grunde bereits die abendlichen Schatten lagerten.

»Was nun?«

Die Frage drängte sich von unsern Lippen, als wir ratlos vor diesem Hindernis standen.

»Absteigen!« erwiderte Andreas. »Die Wand ist nicht gar zu steil. Es ragen Zacken genug heraus, um unsern Händen und Füßen Stützpunkte zu bieten ...«

»Und wenn wir unten in einem Krater landen?« fragte ich. »Es läßt sich von hier aus nicht erkennen, was der Abgrund birgt. Er kann ebensogut fester Boden, wie elastischer Schlamm sein. Da gehe ich doch lieber nach der Nordseite hinüber. So Gott will, treibt der östliche Abendwind die Gase wieder fort ...«

»Uns entgegen, da wir von Westen kommen! Aber Sie haben Recht, es ist zu gefährlich, heute noch da hinunter zu klettern. Lassen Sie uns versuchen nach der Nordseite zu gelangen. Gar so schlimm wird es dort nicht sein – im übrigen vertrauen wir auf Gottes Schutz.«

Abendliches Dunkel warf seine langen Schatten über das Schneefeld und machte unsere Wanderung noch gefährlicher. Einmal traf uns aus nächster Nähe eine ungeheuere Hitzewelle, die das Schneefeld vor uns in eine weite starre Fläche verwandelt hatte. Wir sahen sie von weitem und glaubten bereits die Schneegrenze erreicht zu haben, als uns die drohende Erscheinung zu einem überstürzten Rückzuge veranlaßte. War es die Nähe einer Lavawelle oder stand der Boden im Begriff, dem feurigen Magma seine Rinde zu öffnen – wir sehnten uns nicht danach, hierüber

classtests.com

aufgeklärt zu werden.

Die Nacht brach herein. Mit dem letzten Dämmerscheine überschritten wir die winterliche Region und betraten den schwarzen starren Lavaboden, dessen gefahrbringende Zerklüftungen uns nun entzogen wurden.

Wieder drängte sich uns die Frage auf:

»Was nun?«

»Vorwärts – es gibt keine andere Möglichkeit! An dieser Stelle sind wir den giftigen Schwaden ausgesetzt. Ich erkenne die Örtlichkeit wieder an dem Umrisse des Hualalai, den wir gestern in derselben Richtung vor uns hatten. Halten wir uns östlich, dann treffen wir unser letztes Nachtlager wieder. Wir finden dort auch eine Magenstärkung, die ich mehr als je nötig habe. Auf eine so lange Abwesenheit war ich nicht vorbereitet.«

»Seien Sie froh, daß wir kein Gepäck mitnahmen. Ich stände jetzt nicht hier,« erwiderte Bruder Andreas mit einem dankbaren Blick zum Himmel.

Bald nahm die Nacht eine schwarze Färbung an. Und nun wurde die uns umgebende Szenerie zu einem packenden, schaurig-schönen Bilde. Es ließ uns sogar für Minuten unsere gefährliche Lage vergessen.

Über uns wölbte sich der sternenbesäte Himmelsdom, in dessen tiefdunklen Fernen eine eben aufstrebende Mondsichel das Sternenlicht zu überstrahlen versuchte. Zu unserer Rechten wogte in ewig gleichbleibender Regelmäßigkeit der in Feuer getauchte Krater Halemaumau, und neben und über uns rollten zwei gewaltige feurige Schlangen ihre Glutmassen dem Ostrande zu, während zahlreiche blaue Flammen die langsam dahingleitenden Bäche umspielten. Die entzündeten Gase gaben ihnen das Geleite.

Andreas hob den Fuß, um weiter abzusteigen.

»Halt!« rief ich. »Es wäre Selbstmord, jetzt weiterzugehen. Wir sehen keine zwei Schritte weit und sind rettungslos verloren, wenn ein Riß unsern Weg kreuzt. Suchen wir den großen Block dort zu erreichen und erwarten wir das Tageslicht. Es bleibt uns nichts anderes übrig.«

Es war ein gefährliches Unternehmen, in der stockfinsteren Nacht auf dem glatten Lavaboden den in Aussicht genommenen Ruhepunkt, zu erreichen. Schon beim zweiten Schritt stieß der Stock ins Leere. Vorsichtig tastete ich die Öffnung ab. Es war ein größeres ovales Loch, in das ich ohne weiteres hätte hineinstürzen können. Andreas mußte sich, obwohl wir angeseilt blieben, nun dicht auf meinen Fersen halten. Jeder Tritt seitwärts konnte Verderben bringen.

Einmal traf mein Stock auf eine hohlklingende Stelle. Unter dem Einflusse der gewaltigen Nervenanspannung glaubten wir nun auch eine schwankende Bewegung unter unsern Füßen wahrzunehmen. Der ausbrechende Schweiß ließ uns an eine dem Boden entströmende starke Hitze glauben.

Ich hieb stärker auf den Lavaboden. Kein Zweifel – wir standen auf einem Hohlraum. Zurück? Vorwärts? Ängstlich erwogen wir die Frage. Wir fühlten, daß wir hier nicht stehen bleiben durften. Jede Minute konnte der Boden unter der Belastung brechen – und dann? Die über uns dahinziehende, dunkelrot glühende Feuerschlange gab uns die Antwort.

»Ich halte die Ungewißheit nicht mehr aus, Andreas!« rief ich. »Ich gehe weiter. Bleiben Sie hier stehen und retten Sie sich, wenn mir ein Unglück zustoßen sollte. Haben Sie das Messer bereit?«

»Aber, liebster Doktor, beruhigen Sie sich doch. Nehmen Sie die Sache doch nicht so ernst. Wir haben ja noch gar keine Gewißheit, daß der Boden hier unterminiert ist ...«

Er vollendete den Satz nicht. Von oben her kam eine Kette blauer, winziger Pünktchen den Berg hinuntergehüpft. Sie sprangen lustig von einer Seite zur andern, und überall, wo sie ihren Fuß hinsetzten, wuchsen bläuliche, haarfeine Strahlenbündel aus dem Boden. Kaum bemerkt, sahen wir sie in rasendem Laufe auf uns zustreben. Leises Knistern lief ihnen voran ...

»Fort, Andreas, mir nach!« rief ich, den Gefährten zur Seite reißend, und mit einem Sprung in die Dunkelheit den sich entzündenden Gasen ausweichend. »Fort von hier. Wir stehen auf einem Feuerherd. Sehen Sie, wie sich die Gase entzünden? Da – was sagen Sie dazu?«

Genau an der Stelle, die ich soeben abgeklopft hatte, schoß jetzt eine meterhohe Stichflamme aus dem Boden, die wie eine blaue Gasflamme emporzüngelte und dann zuckend in regelmäßigen Stößen bald hoch, bald niedrig brannte. Inzwischen setzte der Reigen den Tanz fort. Er bog bei dem von uns angestrebten Blocke um und umkreiste diesen in zahllosen kleinen Flammen.

Wir waren stumm vor dem unerwarteten, geisterhaft-magischen Schauspiele an den Boden gebannt. Keiner wagte zu sprechen. Die Grabesstille, die uns umgab und die durch das gespenstische Erscheinen der Lichtbündel noch unterstrichen wurde, lähmte für Minuten unsere Denkkraft. Erst als die Flammen ihren Geisterreigen um den

classtests.com

Lavablock aufnahmen, gab uns die Gewißheit, daß wir durch die Hindernisse einem sicheren Tode entronnen waren, die Sprache wieder.

Andreas preßte meinen Arm mit nervösem Druck.

»Sehen Sie den Finger Gottes! Was wäre aus uns geworden, wenn wir den Block dort ohne Aufenthalt erreicht hätten? Es ist nicht auszudenken.« Und betend dankte er dem Herrn der Welten für die Errettung aus Todesgefahr.

»Lassen Sie uns nun den Weg fortsetzen, Andreas,« sagte ich, als das Geisterlicht seinen Endpunkt erreicht hatte, »wir können jetzt gefahrlos abwärts wandern, denn wo nur irgendwie gefährliche Stellen sind, hat sich das Gas entzündet und leuchtet uns auf unserer Bahn. Wir haben nur dem Leuchten der Fanale zu folgen.«

Leider führte uns das Gaslicht nicht weit. Immerhin fanden wir aber Schutz auf einem hohen Würfel, dessen Ränder ein leichtes Hinaufsteigen ermöglichten. Dort umwehte uns ein frischer Wind, der uns zwar unangenehmes Frösteln durch die Glieder jagte, aber auch die Gewißheit bot, daß die Giftschwaden uns nichts anhaben konnten.

Von hier oben bot sich uns ein weiter Blick in die Umgebung. Vor allem fesselte uns der Mauna Loa, an dessen oberem Teile, den wir heute früh noch beschritten, zwei mächtige Lavaströme ihren seit Jahrtausenden vorgezeichneten Weg in die Abgründe an der Ostseite nahmen. Ihre Bahn bezeichneten die dem Boden entströmenden Gase, die sich an dem hervorquellenden Feuerstrom entzündeten und den ganzen Hang in ein hüpfendes Band blauer Flämmchen einhüllten.

Das Bild war so einzigartig, so schaurig-schön, daß sich das Auge nicht davon zu trennen vermochte. Unbeweglich saßen wir da, dicht aneinandergeschmiegt, um uns besser zu wärmen, und blickten in die stets wechselnden Flammenspiele.

Da trug der Wind einen Laut den Berg hinauf. Wir unterschieden eine Menschenstimme:

»A – lo – ha!« tönte es durch die Nacht. »Ho – ha! Aloha!«

Andreas sprang auf. »Der Kanakenruf! Unsere Träger suchen uns. Gott sei Dank. Nun werden wir bald am Feuer lagern.«

Laut schallte die Antwort meines Gefährten durch die Stille. Sie wurde vernommen. Rufe näherten sich. Der Schall leitete die sonst so furchtsamen Menschen auf ihrem Wege. Bald sahen wir die lodernden Feuerbrände, und nun konnten wir unsern Weg im Scheine der Fackeln fortsetzen.

Es hatte der ganzen Willensstärke des einen Kanaken, Andreas' Diener, bedurft, um die beiden andern Träger zur Suche ihres Herrn in der Wildnis zu überreden. Hätten sie jedoch die kleinen Flammen bemerkt, so würde sie keine Macht der Erde dort hinauf gebracht haben. So tief wurzelt der Geisterglaube in dem Volke, der übrigens auch in unserm aufgeklärten Europa, ganz besonders in dem weibischen Franzosenvolke, sehr viele Anhänger zählt.

Der nächste Tag mußte vollkommener Ruhe gewidmet werden. Es galt die Wunden zu verbinden und Ersatz für Bruder Andreas' Kleidung zu schaffen, wir schrieben einen kurzen Bericht an den Pater Stapelfeldt und sandten einen der Träger damit nach Keanhou. Der zweite Träger erhielt den Auftrag, den Westhang auf seine Abstiegmöglichkeit hin zu prüfen. Wir waren, nach dem soeben Erlebten, auf den »großen Bruder« des Mauna Loa, den nordöstlich gelegenen höheren Mauna Kea, nicht mehr so erpicht. Auch die beiden andern hohen Gipfel Hawaiis, den Hualalai und den Kohala, strichen wir zugunsten eines längeren Besuches auf der Insel Maui aus unserm Programm.

Viertes Kapitel.

Zwei Tage später kletterten wir die dicht mit Koabäumen bewachsenen Hänge des Mauna Loa nach der Westküste hinab. Der Weg bot seiner verwitterten Gesteinsmassen wegen sehr viel Schwierigkeiten. Ein eigentlicher Pfad führte von dieser Stelle aus nicht zum Meere hinunter. Es blieb vielmehr der Geschicklichkeit jedes einzelnen von uns überlassen, sich aus dem Gewirr der mit dornigen Ranken überzogenen Einschnitte herauszuschälen.

Oberhalb des Dorfes Hookena betraten wir den Strand. Hier hat vor langer Zeit eine breite Lavamasse den Weg ins Meer gesucht, und ihre Überreste ragen noch jetzt als schroffe, finstere Klippen aus der Brandung. Im Dorfe traf Bruder Andreas zahlreiche Freunde, die uns bereitwilligst ihre Boote zur Verfügung stellten.

Der Reiz einer Bootfahrt längs der Küste ist schwer zu beschreiben. Den Fremden, der das Leben der Inseleingeborenen nicht kennt, fesselt jede Kleinigkeit. Die abwechslungsreiche landschaftliche Schönheit der »Inseln des ewigen Frühlings«, wie die Amerikaner heute die Sandwich-Inselgruppe nennen, übt aber auch auf denjenigen

classtests.com

einen stets neuen Zauber aus, der das Leben auf dem Wasser und in den unter dichten Kokospalmen versteckten Dörfchen der Insulaner schon länger studiert hat. Mit trunkenem Blick ließ ich die eigenartigen Szenerien an meinen Augen vorüberziehen, die unsere Fahrt längs der Küste in reichem Maße spendete. Das fröhliche »Aloha«, der Freundesgruß der Kanaken, schallte aus jedem der zahlreichen Fischerboote herüber. Selten ruderte ein verbissener Eingeborener ohne Gruß vorüber. Auf dieser Seite der Hawaii-Insel herrschte weniger blindwütiger Fanatismus als drüben auf der Ostküste, wo die zweitgrößte Stadt der Sandwichgruppe, Hilo, den Sitz der amerikanischen Missionen beherbergt.

Die einbrechende Nacht fand uns an der nordwestlichen Ecke der Insel, in dem Dörfchen Mahukona. Hier fanden wir gastliche Aufnahme in einer eingeborenen Fischerfamilie, die den europäischen Besuch mit gewinnender Freundlichkeit aufnahm. Inmitten vom Meere im Laufe der Jahrtausende zernagter Klippen hat ein wackeres Völkchen seine Hütten aufgeschlagen und verbringt hier, fern vom Getriebe der Welt, ein sorgenloses, durch keinerlei Ungemach getrübtes Leben. Die geringen Bedürfnisse an Nahrung liefert das Meer, der Strand und der Wald. Da die Menschen fast den ganzen Tag in und auf dem Wasser zubringen, hat eine Kleidung für sie wenig Zweck. Ihr Geist beschäftigt sich mit den Naturereignissen, und gern hören sie die Erzählungen von einer fernen Welt, von anderen Menschen, von deren Sitten und Gebräuchen. Sie schütteln dann wohl ungläubig den Kopf und begreifen nicht, wie es irgendwo Menschen geben kann, die ihren Nächsten töten, um sich in den Besitz dessen Eigentums zu bringen. Bei ihnen hat ein jeder, was er braucht. Fehlt eine Hütte, ein Boot, ein Gebrauchsgegenstand – nun, so fertigt man diese eben an, und jeder leistet dem andern dabei werktätige Hilfe. Neid, Eifersucht, Haß sind dem Völkchen unbekannte Begriffe. Sie werden geboren, leben und sterben hochbetagt oder als Opfer des stürmischen Meeres – so vollzieht sich der Kreislauf ihres Lebens. – Ist das Völkchen zu beneiden?

Ein sechzig Seemeilen breiter Meeresarm trennt Hawaii von der Nachbarinsel Maui, der zweitgrößten des Archipels. Wir trafen es insofern gut, als ein frischer Südwind uns den Gebrauch des Segels erlaubte. Für so kleine Boote ist die Fahrt über den »Kanal« immerhin ein Wagestück, und wir blieben auch bald allein auf der weiten Wasserfläche. Wir begegneten gegen Mittag einem großen Bremer Segelschiff, das auf seinem Wege von San Franzisko nach Australien hier durchpassierte. Da unser Kurs den seinen kreuzte, liefen wir so dicht, als es uns möglich war, an das Schiff heran und gaben uns als Landsleute zu erkennen. Der Kapitän benutzte die Gelegenheit, uns Mitteilungen in die Heimat anzuvertrauen. Als das die Besatzung erfuhr, wollte ein jeder einen kurzen Gruß auf diese ungewöhnliche Art in die Heimat gelangen lassen. Das Schiff drehte eigens zu dem Zwecke bei, und unsere Freundlichkeit verursachte uns einen fast einstündigen Aufenthalt. Da ich aus eigener Erfahrung wußte, welche Freude ein Seemann, der monatelang von jeder Verbindung mit dem festen Lande abgeschnitten ist, empfindet, wenn sich ihm Gelegenheit zu einem Briefe nach Hause bietet, so nahm ich gern die Mühe auf mich, obwohl der nächste Briefkasten etwas sehr unbequem lag.

Mit der sinkenden Sonne erreichten wir das kleine Dörfchen Nuu, dessen Bewohner »Europens übertünchte Höflichkeit« bereits in ihr ständiges Inventar übernommen hatten. Sie empfingen uns gastfreundlich wie ihre Stammesgenossen auf der Westküste von Hawaii, aber schon bei der Abendmahlzeit merkten wir, daß die Insel oft von fremden Besuchern aufgesucht wurde. Die »Fremdenindustrie«, wie man daheim an schönen Landschaftsorten die Halsabschneiderei euphemistisch nennt, hatte hier bereits zarte Wurzeln geschlagen. Zwar wagte man sich erst schüchtern mit einer Frage nach »der gewünschten Preislage« hervor und bewertete das Essen und Nachtlager nach wenigen Pfennigen, aber der Anfang war doch gemacht.

Als wir nach eingenommenem Mahle behaglich auf dem warmen Sande am Ufer ausgestreckt lagen, konnten wir es uns nicht versagen, uns ein wenig zu rächen. Wir zogen Tabak und Zigarren hervor und bliesen behaglich den blauen Rauch in die milde Luft. Bisher hatten wir jedem, der mit uns aß oder ruhte, von dem für die Kanaken der Küste schwer zu beschaffenden, aber leidenschaftlich begehrten Kraute gern etwas abgegeben. Hier taten wir nichts dergleichen, wir übersahen das freundliche »Aloha« der Vorübergehenden und bemerkten geflissentlich den um uns herumschwärmenden Gastgeber nicht.

Lange hielt es der Kanaka aber nicht aus. Erst sandte er seine Töchter zu uns, die uns Matten brachten, damit uns der nächtliche Tau nicht schade. Dann kamen sie wieder und boten uns ein paar herrliche Ananas. Diese nahm ich an und bot ihnen dafür Geld. Mit einer gut gespielten Entrüstung, die ihre geldgierigen Blicke Lügen strafte, wiesen sie die Münze zurück und versicherten, daß sie den »lieben Freunden« die schönsten Früchte gern zum Geschenk machten.

Die Versuche, uns zur Hergabe einiger Zigarren zu bestimmen, wirkten schließlich auf unsere Lachmuskeln. Bei dem plötzlichen Ausbruch unserer Heiterkeit standen die Kanaken, die förmlich eine Kette zwischen der Hütte und unserm Liegeplatze bildeten, anfangs verblüfft, dann aber stimmten sie in unsere Fröhlichkeit ein, und bald sahen wir uns als Mittelpunkt eines malerischen Kreises, wie ihn kein Pinsel wiederzugeben vermag. – Nun wurden die Leutchen aber auch bescheiden. Mehr als eine Zigarre nahm keiner an. Diese aber wurde von jung und alt, männlichen und weiblichen Kanaken, mit einer Andacht geraucht, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Ein junger, einäugiger Kanake bot sich uns als Führer auf den Vulkan Haleakala, den größten erloschenen Krater der Welt, an. Der Mann machte einen guten Eindruck und verstand auch genügend englisch, das er als Soldat des Königs

classtests.com

in Honolulu erlernt hatte. Groß, von ungewöhnlicher Körperkraft und einer Gelenkigkeit, um die ihn ein Affe hätte beneiden können, mußte er für den Ausflug durch das von dieser Seite ziemlich ungangbare Gebirge von Wichtigkeit für uns sein. Seinen christlichen Namen Josef hatten die Kanaken in das ihnen mundgerechtere Johe umgewandelt, und so nannten auch wir ihn in der Folge. Der von Bruder Andreas unzertrennliche Kanake hieß Peho, aus Petrus entstanden.

Unmittelbar hinter dem Dorfe, türmten sich pfeilerartige Felsgebilde in glatten, unersteigbaren Wänden viele hundert Meter hoch in den finsteren Wald. Prächtige Schlingpflanzen hingen in kunstvoll verschlungenen Girlanden von den schlanken Akazien herab, die sich in irgendeiner Felsspalte eingenistet hatten und scheinbar in der Luft schwebten. Schön gefärbte Vögel sangen ihr melodisches Liedchen in den frischen Morgen und haschten nach den wenigen Insekten, die eben ihr nächtliches Versteck verließen, um den ersten Sonnenstrahl zu begrüßen.

Johe schritt mit einem ziemlich schweren Packen beladen rüstig in das Pfeilergewirr hinein. Die anfangs eng nebeneinanderstehenden Felsen zogen sich nach und nach auseinander und öffneten einen weiten Halbkreis, der an einen Dom erinnerte. Hoch, hoch über uns wölbte ein undurchdringliches Blättermeer die Kuppel und wehrte dem Lichte den Eingang. Von den Wänden sickerten silberne Wasserstrahlen, und nur einige in den Nischen hängende große Fledermäuse nahmen dem Raume das Gruftähnliche. Eine hehre, gewaltige Stille herrschte in dem eigenartigen Landschaftsgebilde.

Wir wagten nicht laut zu sprechen. Eine unerklärliche Scheu hielt uns ab, die heilige Stille zu unterbrechen, und selbst unser Führer gab durch Handbewegungen die einzuschlagende Richtung an.

Vor einem Kamin machte Johe Halt und deutete nach oben.

»Wie? Hier sollen wir hinauf?« fragte ich erstaunt. »Wie sollen wir das wohl machen?«

Johe lächelte. Dann entnahm er seinem Sack ein langes, feingedrehtes Seil und legte es sich in weiten Schlingen um den Hals.

»Ah, ich begreife!« rief Bruder Andreas, dem seine tiroler Jugendzeit wieder einfiel. »Wir sollen uns aufwärts stemmen. Daß ich das noch mal in Maui üben müßte, habe ich mir vor Jahren, als ich in den Dolomiten herumkletterte, auch nicht träumen lassen.«

»Ja, Sie *haben* es wenigstens schon geübt, aber ich wüßte wirklich nicht, wie ich mich dabei anzustellen hätte,« erwiderte ich.

»Dafür hat der Kanake ja das Seil mitgenommen. Daran hißt er Sie in die Höhe,« sagte Bruder Andreas, indem er mit Johe die Reihenfolge bestimmte, in der wir den Kamin befahren sollten. Erst Johe, dann Peho, hierauf ich und Bruder Andreas, der den Führer mit seiner Fertigkeit im Befahren von Kaminen bekannt machte, als Letzter.

Ich war nicht sehr erbaut von der für mich neuartigen Kletterei. Ich gab das auch den Leuten zu verstehen. Johe behauptete aber, daß es einen anderen Aufstieg auf das Plateau von hier aus nicht gäbe, und so mußte ich mich denn in mein Schicksal finden.

Noch während ich meine Gedanken darüber mit Bruder Andreas austauschte, schob sich der Kanake mit der Geschwindigkeit eines Affen in dem Kamin aufwärts. Die ruckartigen Bewegungen, die wir ein Stück weit mit den Augen verfolgen konnten, sahen so possierlich aus, daß wir herzhaft darüber lachten. Peho ging schon schwerfälliger an den Aufstieg. Wohl ein dutzendmal rutschte er nach den ersten zehn Metern wieder herunter, bis endlich das Seil erschien, mit dessen Hilfe er dann im eigentlichen »Kamin« verschwand.

»Jetzt kommt die Reihe an Sie, lieber Freund,« sagte Andreas, indem er mir lächelnd auf die Schulter klopfte. »Stemmen Sie nur den Rücken fest an die eine und die Knie an die andere Wand. Dann schieben Sie sich aufwärts ...«

»Haben Sie nicht zufällig eine gedruckte Anweisung für solche Fälle bei sich, lieber Bruder?« unterbrach ich ihn. »Sie wissen ja, wie es in den meisten Fällen geht. Das, was man gesagt bekommt, vergißt man zuerst. Übrigens sehe ich gar kein Ende in dem Kamin. Treten Sie einmal hierher, Andreas. – So! – Nun schauen Sie nach oben. Nichts wie Finsternis, wenn die Röhre dort einen Ausgang hätte, müßte man doch einen Lichtschein bemerken! Rufen Sie doch einmal hinauf!«

Der Schall der Stimme klang merkwürdig dumpf. Es hörte sich an, als ob sich die Laute am Ende eines verschlossenen Raumes brächen und an den Wänden zurückkröchen. Auch ein zweiter, noch stärkerer Ruf fand keine Antwort.

Andreas trat zurück und blickte mich sinnend an.

»Das verstehe ich nicht recht,« sagte er. »Der Kamin kann doch keine Biegung machen wie eine Blechröhre. Und wenn er oben in eine Höhle mündet, dann sollten uns die Kanaken erst recht hören ... Doch da kommt das Seil! Jetzt versuche ich nochmals eine Verständigung.«

classtests.com

Der Erfolg des Rufens war negativ, wie zuerst. Das Seil war in einer zuckenden Bewegung, als ob der Mann am oberen Ende zur Eile mahnte.

»Hängen Sie jetzt zwei Rucksäcke daran,« sagte ich. »Die können ja doch nicht hier bleiben, und Sie sparen sich nachher die Mühe.«

Diesmal blieb das Seil lange aus. Als es dann wieder erschien, hingen die Rucksäcke noch daran. Sie sahen arg mitgenommen aus.

»Was bedeutet denn das?« fragte Andreas, indem er die Bürde genau untersuchte.

»Sie wird für die Öffnung zu groß sein,« entgegnete ich. »Sehen Sie hier die Spuren der Reibung an den Felsen? Na, ich danke, wenn ich mich durch ein Loch zwängen muß, durch das nicht einmal die beiden Säcke schlüpfen können. Das kann heiter werden!«

Andreas band einen Sack los und gab durch Rucken an dem Seil das Zeichen zum Aufziehen. – Diesmal kam es nach etwa zehn Minuten leer hinunter.

»Nun den zweiten Sack.«

Auch der kam glatt oben an, ebenso der dritte und vierte. Als das Seil dann wieder erschien, trat Andreas zu mir und schlang mir den Strick um die Brust:

»Nur Mut, Freund, die Sache wird schon schief gehen!« rief er mit humorvollem Lachen und reichte mir die Hand.

Er hatte unbewußt wahr gesprochen. Sie ging schief, oder richtiger, sie ging gar nicht. Das Hinaufstemmen machte mir keine Schwierigkeiten. Hier kam mir meine Lehrzeit als Schiffsjunge zustatten. Ich kletterte sogar ziemlich schnell, da sich der Kamin immer mehr verengte. Nach einer Weile zeichnete sich ein kleiner runder Lichtpunkt auf einer Wand ab. Er wurde größer und größer. An einem Blick nach unten merkte ich, daß die Röhre tatsächlich eine Biegung machte. Bald hing dichte Finsternis unter mir, während das Licht von oben immer greller wurde.

Da spürte ich plötzlich einen Druck auf meinem Rücken. Die Beine wichen automatisch aus der Beuge und zeigten das Bestreben abzugleiten. Das Seil straffte sich mehr und mehr. Ich fühlte an dem Einschneiden in mein Fleisch, daß man mit großer Gewalt zog ...

Plötzlich fühlte ich mich derart eingeengt, daß mir fast der Atem stockte. Ich schob meine Hand unter die Einschnürung und verspürte sofort einen brennenden Schmerz.

Ich schrie um Hilfe. Der Ton kam so gepreßt heraus, daß ich selbst davor erschrak. Dabei wurde das Seil bis zum Zerreißen angespannt. Ich versuchte nun meinen Arm aufwärts zu bringen. Ich wußte, daß eine Öffnung, durch die der Kopf und ein Arm gehen, auch für den Körper groß genug ist.

Vergebens! Der Raum war so eng, daß ich den Arm nicht einmal bis in Kopfhöhe heben konnte. Und dabei zog man mich mit Riesenkräften immer höher hinauf in die Röhre.

Schon fürchtete ich zu ersticken, da erschien endlich ein Kopf vor dem Ausgang. Es war Johe. Ich wollte ihm rufen, brachte aber keinen Ton hervor. An meinem Gesichte mußte er aber gesehen haben, wie es um mich stand. Genug, er lockerte das Seil und brüllte mir ein Wort entgegen, daß ich mit »down« übersetzen wollte.

Ja – hinunter! Er hatte gut reden! Soviel ich mich auch bemühte aus der Umklammerung loszukommen, mein Eigengewicht war nicht einmal imstande, mich zu befreien.

Peho war an die Seite des Kanaken getreten. Sie schlangen das Seil um einen Baum, um mich vor einem jähen Sturze zu sichern, und berieten über die vorzunehmenden Rettungsversuche. Ich sah mit ängstlicher Spannung jeder Bewegung der Leute zu. Nun, da ich mich vor einem Sturze in die Tiefe gesichert wußte, arbeitete ich eifrig an meiner Befreiung. Ich zog mich nach Möglichkeit in die Länge, streckte und dehnte mich. Umsonst! Die Schultern saßen eingeklemmt wie in einem Schraubstock. Sie wichen und wankten nicht. Dabei spürte ich keinen Schmerz. Nur die furchtbare Pressung, die auf meinen Bronchien lag, drohte mich zu ersticken.

Auf einmal erschien ein Bein in der Öffnung über mir. Der Führer versuchte mich mit dem Fuße hinunterzudrücken. Er legte sich mit ganzer Kraft auf meine Schulter, und nun spürte ich einen rasenden Schmerz. Ich brüllte. Der Laut kam in grauenhaften Tönen aus meiner Kehle, wurde dann lauter und lauter, je mehr mein Körper nach unten auswich:

»Halt, stopp!« brüllte ich endlich hervor, als mich der rasende Schmerz auf meinen Oberarmen die gefährliche Situation vergessen ließ. Dann gab es einen Ruck, und ein schneidender Druck in der Brust rief mich zur Überlegung zurück. Ich schwebte frei an dem dünnen Seil!

Instinktiv griff ich nach dem schwankenden Halt. Mit dieser Art der Überwindung von Hindernissen war ich vertrauter. Ich griff mich Hand um Hand an dem Seil aufwärts, immer hoffend, daß ich doch noch durch die Öffnung

classtests.com

kriechen könnte. – Ich mußte aber bald das Unmögliche einsehen.

Nun blieb mir nur noch das Zurück. Ich stemmte wieder Rücken und Knie gegen die Wände und begann langsam abwärts zu rutschen. Dabei fühlte ich, wie mir das Blut in die Ärmel lief und sich über meinen Körper ausbreitete. Zum Glück ließen die beiden Kanaken das Seil sachgemäß folgen, so daß ich stets den Halt daran hatte. Knie und Rücken mußten längst wundgescheuert sein. Sie brannten wie das höllische Feuer.

Unter mir wurde es heller. Der Kamin war zu Ende, und ich rutschte zwischen den Felsen abwärts. Bevor ich den Boden erreichte, hörte ich schon den lauten Schrei meines Gefährten. Er nahm mich unten in Empfang.

»Um Gottes willen, Mann, wie sehen Sie aus? Was ist geschehen? Sie sind ja ganz zerschunden!«

»Bin ich auch, Bruder! Hier, helfen Sie mir schnell aus den Kleidern, ehe das Blut anklebt. – So! – Bitte, nun waschen Sie die Wunden aus und verbinden Sie mich, bevor die Insekten das Blut wittern.«

Das Verbandszeug befand sich in den Säcken, die wir hinaufgeschickt hatten. Um den zahllosen Verbrennungen auf Armen, Brust, Händen, Knien und Rücken wenigstens einen provisorischen Schutz zu geben, entledigte sich Bruder Andreas seines Leinenhemdes, das er zufällig heute trug. Dann rannte er zu dem Kamin und kletterte rasch aufwärts.

»Ich hole die Säcke!« rief er und verschwand, noch bevor ich ihn über das Vergebliche seines Bemühens unterrichten konnte.

Der Bruder mochte etwa zehn Minuten fort sein, als plötzlich Johe aus den Felsen im Hintergrunde auftauchte. Er war ganz in Schweiß gebadet. Er fragte nach meinem Gefährten, und als er hörte, daß dieser in dem Kamin sei, kletterte er mit fiebernder Hast nach.

Ich wußte nicht, was ich von der ganzen Geschichte denken sollte und zerbrach mir vergebens den Kopf, wie der Führer plötzlich hier erscheinen konnte, wo er doch ausdrücklich das Vorhandensein eines andern Weges verneint hatte.

Er brachte bald die Aufklärung.

Den Bruder Andreas fand er im Kamin in einer ähnlichen Lage, wie ich sie erlebte. Nur saß er nicht so fest, weil er nicht durch das Seil gezogen wurde. Immerhin mußte Johe ihm aber beim Herunterklettern hilfreiche Hand leisten. Bei den nun folgenden Auseinandersetzungen stellte es sich heraus, daß zwar ein Weg auf den Rücken des Plateaus führte, daß er aber so steil und steinig sei, daß er für nackte Kanakenfüße schwer gangbar war. Der Aufstieg durch den Kamin sei näher und bequemer. Der Kanake hatte vergessen, daß wir breiter gebaut waren als seine dürren Landsleute.

Der Bequemlichkeit des Führers zuliebe hätte ich beinahe das Leben eingebüßt!

Lange gingen wir mit uns zu Rate, ob wir nicht lieber den dreißig Kilometer weiten Weg am Strande entlang bis zum Dorfe Puukahaka machen sollten, von jenem Orte aus hielten Eingeborene, die wir gestern darum befragten, den Aufstieg in den Krater durch das Jaotal für sehr leicht. Der weite Weg ließ uns indessen auf den Plan verzichten und die steinige Straße wählen – zu unserm Glück.

Von »Straße« konnte man allerdings nicht reden. Das, was sich uns als Aufstiegsmöglichkeit in den Weg stellte, als wir den Kessel verließen, bestand aus einem steilen Hang, der mit Steingeröll übersäet war. Bei unserm Erscheinen ergriffen einige Rudel verwilderter Ziegen die Flucht. Sie sausten über die Querseite der Geröllhalde mit einer Sicherheit, deren sich eine Gemse nicht hätte zu schämen brauchen. Johe forderte uns auf, eines der Tiere zu erlegen, da wir nur wenig Lebensmittel mit uns führten. Er kam jedoch mit seinen Wünschen zu spät. Die Sandwichinseln beherbergen keinen einzigen jagdbaren Vierfüßler. Um diesem Mangel abzuhelfen, haben Europäer Ziegen, Schafe und Schweine auf den einzelnen Inseln ausgesetzt, von denen besonders erstere gut gediehen. Später lernten wir auch deren Fleisch schätzen.

Der ganze Tag verging über der überaus ermüdenden Kraxelei in den scharfen Lavabrocken. Meine Wunden waren inzwischen verklebt worden, denn Johe, dem das Rutschen in dem Kamine Freude machte, hatte den Verbandskasten in unglaublich kurzer Zeit herbeigeschafft. Nichtsdestoweniger begannen die Verbrennungen an den Knien und Schienbeinen beim Aufstieg wieder zu bluten. Dadurch verzögerte sich das Fortkommen ungemein. – Abends, nach dem Essen, packte mich sogar ein leichtes Fieber mit Schüttelfrost und Zähneklappern. Eine Dosis Chinin und ein langer, erquickender Schlaf stellten mich jedoch wieder soweit her, daß ich marschieren konnte.

Wir befanden uns den nun folgenden ganzen Tag über in einem prächtigen schattigen Hochwald, in dem Akazien vorherrschten. Auch viele Sandelholzbäume und zahlreiche schöne Palmen tauchten auf. Immer sanft ansteigend erreichten wir abends noch vor Dunkelwerden einen Rand des gewaltigen Kraters. Kurz vorher sahen wir eine Quelle, die inmitten eines klaren Teiches lustig mit dem perlgrauen Sande spielte. Zu ihr kehrte ich zurück, als der Lagerplatz festgelegt war, und badete mich lange in dem weichen Wasser, das eine merkwürdig hohe Temperatur aufwies. Es war

classtests.com

jedoch vollkommen geruch- und geschmacklos. Nur sehr warm, mindestens 35 °C. Ein Beweis, daß noch immer Glutmassen im Erdinnern von Maui tätig sind, wenn auch unter wenig hohem Druck.

Der Haleakala ist ein kegelförmiger Berg von etwa 3300 Meter Höhe, dessen Gipfel den weiten Kessel dieses größten Kraters der Welt einschließt. Der Berg selbst bedeckt mit seinem Massiv fast die ganze Hälfte der Insel Maui. Von der Ausdehnung des Kraters kann man sich einen Begriff machen, wenn man seine Ausmaße kennenlernt. Das Becken ist an der weitesten Stelle etwa zwölf Kilometer breit, bei einem Umfang von zwanzig Kilometern. Die Sohle des ehemaligen Kraters liegt achthundert Meter tiefer als sein höchster Rand. Im Innern dieses weiten Kessels wiederholt sich das Bild des Halemaumau – ein sturmbewegtes Meer, das durch einen Zauberschlag erstarrt ist. Nur zeigt der Krater des Haleakala in seinem Areal noch bizarr geformte »Inseln«, d.h. kegelförmige Erhebungen, die zwischen hundert und dreihundert Meter Höhe variieren. Deutlich sieht man die Trichter, die ehedem die Feuermasse dem gewaltigen Kessel zuführten, sowie an zwei Stellen die Durchbrüche, durch die das kochende Magma über die südliche und östliche Flanke des Berges sich ergoß.

In der Dämmerung des scheidenden Tages machte der erste Anblick dieses mächtigen Tellers auf mich den Eindruck, wie die Lichtbilder uns die Mondoberfläche darstellen. Erhöht wurde die Ähnlichkeit des Bildes noch durch die Trichter, die bereits in tiefem Schatten lagen, und die höchsten kegelförmigen Auswüchse, um deren oberen Teil noch die Lichter der untergehenden Sonne spielten. Zwei dieser riesigen Zacken werfen im Sonnenlichte einen eigenartigen Glanz zurück, der den Eingeborenen der Küste bis weit ins abendliche Meer hinein leuchtet. Diese ungewöhnliche Erscheinung verlieh dem Berge den Namen Haleakala, das heißt in der Kanakensprache »Haus der Sonne«, wie Halemaumau das »Haus des ewigen Feuers« heißt.

Johe entwarf uns, während wir auf unsern Decken um ein wärmendes Feuer lagerten, eine begeisterte Schilderung von der Schönheit dieses toten Sonnenhauses. Er erzählte uns von den Geistern, die in hellen Mondnächten hier ihre Tänze abhalten. Von den längst verschollenen Menschen, die einst von Maui aus ihren Rundgang über die ganze Erde angetreten hatten (In der Vorstellung des Erzählers bestand diese ganze Welt aus herrlichen Inselgruppen!), und die zu gewissen Zeiten wieder auf die Insel zurückkehren, um die Stätte ihrer Geburt noch einmal zu betrachten. In solchen Nächten sei es aber nicht ratsam, den Krater zu besuchen. Man müsse dann den Lockungen der Geister nachgeben, die den Vermessenen ins Meer stürzten, damit er in seiner unwirklichen Seele den Geistern in das ferne Land folgen könne. Wie man sieht, finden sich auch bei den heidnischen Kanaken Anklänge an den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele.

Vor Tagesanbruch waren wir munter. In wenigen Sprüngen erreichten wir den dunklen Rand des Kraters. Dort bot sich unsern Blicken ein eigenartiges Schauspiel.

Der ganze weite Raum des Kessels war bis zum Rande gefüllt mit schneeweißen Nebelmassen, die unbeweglich still lagen und mit ihren oberen Flächen jeden Ausblick über die Insel hinderten.

Bald zeichneten sich die ersten hellen Streifen an den östlichen Horizont. Ein gelber Schein schoß pfeilartig in den Zenit hinauf. – Nun kam Bewegung in die weißen Massen. Ein leises Wallen lief von Ost nach West durch die Nebelflut. Ganz unmerklich erst, dann aber stärker, je mehr sich der Pfeil am Himmelsdome färbte. Der Morgenwind lief vor dem hellen Scheine des werdenden Tages her und weckte unsanft die schlafenden Berggeister. Wie große Wattebauschen ballten sich die Nebel zu Knäueln. Noch lagen sie fest in ihren Lagern, unwillig sich schüttelnd ob der Störung.

Dann schoß der erste Strahl des aufgehenden Tagesgestirns über das »Haus der Sonne«. Und jetzt erhob sich in dem Kessel ein Wogen und Wallen, ein Schieben und Drängen, daß man eine lebende Welt vor sich wähnte. Vor den gleißenden Strahlen flohen die Nebel nach allen Seiten über die Ränder. Hier stiegen lange Fetzen kerzengerade in den Äther, um nach Minuten dem Auge zu entschwinden. Andere Massen kämpften untereinander, schoben sich hin und her und stürzten kopfüber den Hang hinunter. Je höher die Sonne stieg, desto wilder wurde die Flucht der Geister.

Und als dann der gewaltige Feuerball mit seinem untern Rande auf den spiegelglatten Fluten des Weltmeeres stand, entrollte sich ein Bild vor unsern entzückten Augen, das seinesgleichen sucht. Tief unten das in goldenes Feuer getauchte Meer, zu dem der helle Strand einen prächtigen Rahmen schuf. Weit nach Norden hinaus schweift der Blick über dunkle Wälder, über grünende Wiesen und geheimnisvolle Täler. Den Süden und Westen verdunkeln noch die Schatten des Berges und lassen durch ihre blaugrauen Tinten die finsteren Bergmassen noch drohender erscheinen. Ein überwältigender Kontrast zwischen werdendem Leben und starrem Tode.

Über eine halbe Stunde währte dieser Kampf zwischen Sonne und Nachtnebel. Als das Sonnenlicht die letzten weißen Schwaden aufgesogen hatte, stiegen wir in das weite Kraterbecken hinab. Ein frischer Hauch drang uns entgegen, untermischt mit einem fauligen Geruch. Diese Ausstrahlung des vulkanischen Bodens paßte wunderbar zu dem Bilde einer Mondlandschaft, das mir vor Augen schwebte, solange ich mich in und über dem Kratergrunde befand. So muß es auf der Oberfläche unseres Trabanten aussehen. Die ringförmigen Schlundöffnungen, heute noch umkränzt von gelblichem Lavasand; die emporragenden, totenfarbenen, versteinerten Wellenberge; die an geschmolzenes Eisen

classtests.com

erinnernden Felsengebilde; der mißfarbene Flugsand von einer ungewöhnlichen Schwere; dazu das Öde einer ausgestorbenen Landschaft – das alles paßt wunderbar in den Rahmen einer Mondphotographie ...

Stundenlange Wanderungen auf dem toten Boden brachten uns sehr hohen Genuß. Die Entstehung unseres Erdballes aus flüssigem Magma wird an dieser Stätte so treffend dargestellt, daß die ausführlichste Beschreibung gelehrter Bücher das Bild nicht so stark dem Geiste einzuprägen vermag, wenn auch – oder gerade weil die Vegetation noch nicht Zeit gehabt hat, ihre Wurzeln in die starre Sandschicht zu schlagen, so finden sich doch bereits kühne Moose und zierliche grüne Flechten auf dem verwitterten Rändern der Ostseite. Da hier viele Seevögel ihre Heimat gewählt haben, dürfte es auch nicht mehr allzulange dauern, bis der Totenstätte pflanzlicher Schmuck ersteht.

Fünftes Kapitel.

Drei Tage widmeten wir meinen Zwecken. Viermal genoß ich das herrliche Schauspiel des Sonnenaufganges und die Ringkämpfe der Nebelmassen. Dann wandten wir uns dem Kipahulu-Tale zu. Nach Johes Angabe sollte uns auf dem Wege durch dieses Naturwunder ein Einblick in das Wirken innerirdischer Gewalten zuteil werden. Er behauptete, den Weg vor Jahren einmal mit fremden Besuchern zurückgelegt zu haben und konnte nicht genug die Dankbarkeit der Herren hervorheben über das ihnen durch Johes Spürsinn erschlossene Gebiet.

Da mir die begeisterte Schilderung des Kanaken etwas stark nach Trinkgeldmache aussah, wollte ich mich auf den Vorschlag nicht einlassen. Ich hatte von Pater Stapelfeldt Rühmliches über das Jao- Tal gehört und verlangte zuerst dorthin zu gehen. Der Kanake war etwas geärgert:

»Das Jao-Tal werden wir trotzdem besuchen. Wir gehen durch die unterirdischen Kanäle unter den Wasserfällen durch hinüber nach dem Puukahaka. Dort haben Sie das Jao-Tal. Ihr Wunsch wird damit erfüllt. Aber vorher gehen Sie mit mir. Sie werden mich ohne Lohn davonjagen dürfen, wenn ich zu viel sagte.«

»Letzteres will viel bedeuten,« sagte ich zu Bruder Andreas gewendet. »Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, denke ich dem Kanaken den Willen zu tun. Hoffentlich werden meine in der Heilung begriffenen Gliedmaßen nicht allzusehr in Anspruch genommen!«

»Müssen wir viel klettern?« fragte ich Johe.

»Mehr rutschen als klettern!« antwortete dieser. »Es geht abwärts. Erst zu Fuß, dann bequemer!«

Ein breites Grinsen begleitete die Worte.

»Wieso bequemer als zu Fuß?«

»Der Herr wird selbst sehen. Bequemer als zu Fuß ist ohne Füße abzusteigen.«

»Aber was heißt denn das, Bursche?« fragte ich ungeduldig.

»Der Herr wird sehen!« Lachend sprang er davon.

»Hören Sie, Andreas, die Geschichte hat irgendeinen Haken. Der Kerl lacht gar so verschmitzt. So etwa, als ob er uns einen Possen spielen würde.«

»Das glaube ich nicht! Der Johe ist eine merkwürdig brave Haut, wie man sie auf Hawaii nur selten noch trifft. Er hat viel Sinn für Naturschönheiten, und ich bin überzeugt, daß er diese ganze Reise mit uns in der Hauptsache zu seinem Vergnügen unternimmt.«

Das Rauschen eines Wasserfalles machte eine weitere Unterhaltung schwierig. Inmitten einer paradiesischen Blütenpracht schoß ein breiter Wasserstrahl aus einem waldigen, engen Tale in einem tiefen Felsenspalt. Das aufstäubende Spritzwasser funkelte in Millionen prächtiger Perlen und zauberte herrliche Regenbogen über jeden hervorspringenden Zacken. Große, bunte Spechte tummelten sich in den rieselnden Blätterkaskaden, die durch den Luftdruck des Wassers in schaukelnder Bewegung gehalten wurden.

Johe legte die Hand auf meine Schulter.

»Folgen Sie mir, Herr!«

Ich winkte Andreas und Peho.

»Gehen Sie, bitte, voran, Andreas. Ich traue meinen zerschundenen Gliedern noch nicht recht. Wenn es wieder Kamine oder dergleichen gibt, dann tue ich nicht mit. Peho nimmt meinen Rucksack. Er hindert mich und verursacht mir Schmerzen.«

classtests.com

Vor einem dicht mit großblätterigen Pflanzen bewachsenen Felsengewirr stand Johe und erwartete uns. Der Felsen bot nichts Ungewöhnliches, und niemand hätte hier den Eingang zu einem so wunderbaren Erosionsgebilde gesucht, wie das, das sich nun vor uns auftun sollte.

Ein etwa vierzig Meter hoher, senkrechter Block drängte sich unauffällig aus einer zerstreuten Gruppe schwarzer Steinwürfel hervor. In einen dieser Steinwürfel haben Titanengewalten vor Urzeiten einen zwei Meter breiten Spalt gerissen. Tritt man in diesen Spalt hinein, dann sieht das Auge inmitten des ersterwähnten Blockes eine Aushöhlung, die durch zahlreiche kleine Öffnungen das Tageslicht empfängt.

Wir hatten den Eindruck, als ob wir in einem Keller gingen. Der Boden ist hart und glatt. Nirgend deuten Spuren darauf, daß hier jemals sich Menschen aufhielten. Über unsern Köpfen hängen in dunklen Nischen große Fledermäuse, und hin und wieder kleben Nachtfalter in den Ritzen.

Auf leicht geneigter Fläche gelangen wir in ein eigenartiges Gewölbe. Ein summendes Geräusch scheint sich aus dem Boden zu drängen. Die Wände, dünn wie Glas, geben beim Schlagen mit dem Stock einen ehernen Klang, den ein Echo irgendwo zu unsern Häupten in klagenden Tönen zurückgibt. Wieder neigt sich der Boden. Ein bläuliches Halbdunkel läßt erkennen, daß sich hier einstmals flüssige Metalle einen Weg gesucht haben. Regelmäßige Furchen, Wagengeleisen ähnlich, verlieren sich in einem finstern Gange.

Johe blieb stehen.

»Ich habe nie versucht, den Spuren nachzugehen,« sagte er. »Auch die beiden Besucher, die mit mir hier waren, hatten kein Licht bei sich, um den Gang zu beschreiten. Wollen Sie es versuchen?«

Wir blickten uns fragend an. Der Forscherdrang erwachte in mir. Licht hatten wir genügend in unserm Rucksack ...

»Ich versuche es!« rief ich.

Johe nickte zufrieden.

»Sie werden der erste Mensch sein, der den Gang betritt,« sagte er, »denn vor mir wird niemand den Fuß hierher gesetzt haben. Der dunkle Gang aber hielt auch mich bis jetzt zurück.«

»Seilen Sie sich aber an,« warnte Bruder Andreas. »Vorsicht brauche ich Ihnen wohl nicht besonders anzuempfehlen?«

Mit einer hellbrennenden Laterne am Gürtel, von Andreas am Seile gehalten, tastete ich mit dem Stocke vorwärts. Überall gaben Wände und Fußboden einen klingenden Ton zurück. Die Geleisespuren zogen sich in schnurgeraden Fäden vorwärts.

Wir gingen etwa fünf Minuten, da fiel ein haarfeiner Sonnenstrahl in lebhaft zitternder Bewegung auf den Boden. Er gab genau so viel Licht, daß ich sehen konnte, wie sich die Geleisespuren in einem jähen Absturz verloren. Ein breiter Schacht, dem Rachen eines Ungeheuers vergleichbar, gähnte uns entgegen. Aus der Tiefe wehte ein heißer Luftstrahl.

»Vulkanische Glut?« fragte Andreas.

»Ich halte es eher für warme atmosphärische Luft,« sagte ich. »Dort unten wird eine Verbindung mit der Außenwelt sein.«

Während wir noch mit der Frage beschäftigt waren, deutete Johe auf einen herausspringenden Vorsprung, hinter dem eine Öffnung gähnte.

Wir wandten uns dorthin.

Der Gang, denn in einen solchen führte die Öffnung, war sehr hoch. Von der Decke hingen seltsam gedrehte Gebilde, die ich anfangs für Stalaktiten hielt. Wie in einem chinesischen Magazin hingen hier die merkwürdigsten Dinge von der Decke. Stäbe, Blumen, Krüge, kurz alle möglichen Gebrauchsgegenstände konnte die Phantasie aus den erstarrten Lavatropfen bilden.

Dann öffnete sich ein weiter, fast kreisrunder Saal. Eine gewaltige Blase im Erdinnern. Blau irisierende Wände, spärlich beleuchtet durch irgendeine unsichtbare Lichtquelle, umgaben uns. Der Fuß erzeugte einen hellen Ton. Die Stimme klang metallisch und der Schall hinterließ ein Summen, das einen, ich möchte sagen, drohenden Schein annahm.

Hier endete unser Weg. Einen Ausgang aus der großen »Flasche«, wie wir sie später nannten, nach einer andern Seite gab es nicht. Im Innern dieses Raumes herrschte eine betäubende Luft, die sich schwer auf unsere Lungen legte. Instinktiv drängten wir zum Eingang zurück.

Inzwischen hatte sich das Auge an die halbe Dunkelheit gewöhnt. Man sah die einzelnen Unregelmäßigkeiten in den glasartig glänzenden Wandungen genauer. Feine Risse zeichneten strahlende Blumen – unsern Eisblumen

classtests.com

vergleichbar – auf den Glanz. Wie verglaste Augen in einem Leichenantlitz traten zersprungene kreisrunde Flecke aus den Wänden. Dazu klang der kaum hörbare Atemzug unserer Brust in verstärktem Echo wie ein Sägen auf Holz.

Andreas trat zurück und berührte dabei mit dem Fuße lose Gegenstände, die ein tönendes Geräusch verursachten. Das freie Auge sah einen Haufen dunklen Abfalles. Als wir aber die Laterne dicht heran brachten, entfuhr dem Bruder unwillkürlich ein Schrei, dessen augenblickliche Vervielfältigung durch das Echo unangenehm auf unsere Nerven wirkte.

Auf dem Boden lagen, mit den Füßen gegeneinander, zwei menschliche Gestalten. Beide vollkommen mumifiziert und so eingetrocknet, daß sie einen harten Klang von sich gaben. Neben den Mumien befanden sich zwei Steinbeile, von einer Ausführung, die den Kanaken unbekannt war.

Die beiden Eingeborenen zogen sich scheu zurück. Im ersten Augenblick folgten wir ihnen unwillkürlich. Vielleicht war es auch das Bedürfnis nach frischer Luft, das sich bemerkbar machte. An ein endgültiges Verlassen des Raumes, ohne die Toten genauer untersucht zu haben, dachte ich jedoch nicht. Dazu war ich beruflich viel zu sehr an der Entdeckung interessiert.

»Gehen Sie mit mir, Bruder Andreas?« fragte ich nach geraumer Weile, als die Kanaken ablehnend geantwortet hatten. »Ich muß wissen, mit was für Menschen wir es zu tun haben. Allem Anscheine nach liegt ein großer Zeitraum zwischen heute und dem Tage, an dem die beiden vor Gottes Richterstuhl traten.«

»Wenn Sie mir versprechen, die Ruhe der Toten nicht zu stören, gehe ich mit,« antwortete der junge Geistliche.

»Was verstehen Sie darunter?«

»Nun, daß Sie die Leichname nicht aus dem Grabe entfernen.«

»Das Versprechen kann ich nicht bedingungslos geben, lieber Andreas. Es ist von Wichtigkeit, festzustellen, welcher Rasse die Toten angehören. Findet sich bei der Untersuchung nichts von besonderer Bedeutung, dann lasse ich die Mumien an Ort und Stelle, sonst ...«

»Sonst – was?«

»Nun, darüber reden wir dann noch! Wollen Sie mich begleiten?«

Zögernd ging Bruder Andreas mit. Nach einem Appell an seinen Mut folgt auch Johe meinem Rufe. Der besseren Untersuchung wegen nehmen wir jeder außer der Laterne noch eine Kerze mit und kehrten dann rasch in die »Flasche« zurück.

Merkwürdig! Wir waren kaum zehn Minuten lang fort gewesen. In dem Raume konnte sich nichts verändert haben, und doch lastete ein ganz anderes Gefühl auf uns, als wir die Blase jetzt wieder betraten. Der Fuß zögerte, der Puls ging rascher. Ein kaum merkliches Zittern lag auf allen.

Kurz entschlossen beugte ich mich herab und faßte den einen der Körper an. Er war kalt wie Marmor. Wäre das lange, straffe Haar nicht gewesen, ich hätte an ein Kunstgebilde geglaubt. Ein breitgedrückter, massiger Kopf mit zwei leeren schwarzen Höhlen und einem unförmigen Wulste dort, wo Mund und Kinn sein mußten, war das erste, das mir entgegenstarrte. Oberhalb der Augenhöhlen klaffte ein fingerbreiter Riß. Die kurzen, eingeschrumpften Finger lagen an dem aus einem faserigen Holze bestehenden Schaft des Steinbeiles ...

Während ich noch mit der Betrachtung der Überreste beschäftigt war, erlosch wie mit einem Schlage das Licht der Kerzen. Unmittelbar folgte eine Finsternis, die durch den gelben Schein der Laterne noch mehr betont wurde.

Ich sprang sofort auf.

»Hinaus, schnell! Es sammelt sich Kohlensäure in dem Raume!«

Johe hinter mir herziehend, erreichte ich bald den Gang.

»Wo ist Bruder Andreas? Warum kommen Sie nicht?« rief ich zurück.

Ohne die Antwort abzuwarten, eilte ich in den Raum zurück. Dort lehnte der Bruder an der Wand. Ein heftiger Brechreiz hatte sich seiner bemächtigt, und mit Mühe nur hielt er sich aufrecht.

Die schwere Gefahr erkennend, in der mein Gefährte schwebte, lud ich mir seinen Körper ohne Rücksicht auf den kranken Zustand auf den Rücken und schleifte ihn in den Gang und von dort weiter in den größeren Raum. Dort fand ich auch die beiden Kanaken, die mit entsetzten Augen auf uns blickten.

Unbekannt mit den Wirkungen des Kohlenoxydgases, wußten sie sich das plötzliche Erlöschen der Lichter und nun die Erkrankung des Bruders nicht zu erklären. Ein gut Stück heidnischen Geisterglaubens mag dazugekommen sein – genug, sie wichen vor uns zurück und schienen nicht übel Lust zu haben, die Flucht zu ergreifen. Erst auf mein

classtests.com

energisches Zurufen kamen sie wieder zurück und halfen mir in meinen Bemühungen um den Kranken.

Der frische Luftzug wirkte bald so weit, daß der Patient sprechen konnte.

»Ich habe genau denselben Geschmack im Munde und genau dieselben krankhaften Empfindungen, wie vor kurzem am Mauna Loa,« sagte er. »Der Vulkan hier soll doch schon seit Menschengedenken erloschen sein und doch birgt er noch so tückische Gase. Die beiden Menschen da drinnen werden wahrscheinlich durch Ersticken ums Leben gekommen sein.«

»Hm, bei dem einen hat sicher noch ein äußerer Umstand mitgespielt. Ihm ist der Schädel gespalten, und er wird nach der Art der Wunde kaum als Lebender hierher gekommen sein. Es ist aber auch möglich, daß ihm sein Begleiter da drinnen eins auf den Kopf geschlagen hat. Bei der Gelegenheit wird auch er dann eingeschlafen und erstickt sein. Übrigens werden wir das noch genauer feststellen.«

»Wie, Sie wollen nochmal dort in die Flasche?«

»Ja, warum denn nicht? Ich will doch die Mumien untersuchen!«

»Aber Sie haben doch bereits das Erforderliche gesehen. Sie wissen, wie die Leute gestorben sind und wissen, daß es Kanaken sind, genügt Ihnen das noch nicht?«

»Von alledem weiß ich eben noch nichts! Ich weiß nur, daß die Leute tot sind. Auch kann ich mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, wie und woran sie gestorben sind. Ich möchte aber wissen, welcher Rasse sie angehören, und wenn möglich, wie lange sie schon hier liegen.«

»Ich weiß nicht, warum Sie das wissen müssen. Ich weiß nur, daß mich keine zehn Pferde mehr in die Blase bringen, und wenn dort die Gebeine der ersten Menschen lägen,« sagte der Geistliche, indem er meine Hand ergriff.

»Das tut mir leid, lieber Andreas. Dann muß ich eben mit Johe allein gehen. Erwarten Sie mich hier unterdessen. Komm, Johe!«

Aber der wich mit erschrecktem Gesichte zurück.

»Nein, Herr, um keinen Preis gehe ich noch einmal zu den Toten. Sie haben selbst gesehen, daß die abgeschiedenen Geister uns verbieten, sie zu stören. Den Kanaken haben sie gewarnt, indem sie ihm das Licht auslöschten. Den weißen Mann machten sie aber krank. Gehen Sie nicht noch einmal dorthin, Herr, Sie werden nie zurückkehren!«

Die Warnung war gut gemeint. Die Gase konnten mich wohl betäuben. Vorher allerdings hätten sie mir durch Erlöschen des Lichtes eine Warnung gegeben. Ich beschloß dennoch zu gehen.

»Wissen Sie denn, ob nicht auch entzündliche Gase sich in der Blase sammeln?«

Diese Worte des Bruders gaben mir zu denken. War das der Fall, dann war ich allerdings fertig mit meinen Forschungen. Ich zauderte, und nun war es den Gefährten auch nicht allzu schwer, mich von dem Plane abzubringen.

»Was nun?« fragte ich, als ich meinen Verzicht auf die »Flasche« erklärte.

»Sobald ich ausgeruht bin, setzen wir unsern Weg fort,« erwiderte Andreas. »Johe versichert, daß uns ähnliche Hindernisse nicht wieder zustoßen.«

Die geleiseähnlichen Spuren ließen wir links und schritten in einem Gang weiter, der so niedrig war, daß wir gebückt gehen mußten. Sonst aber war der Weg glatt und bequem. Johe ging als Führer voran. Er pfiff jetzt eines der monotonen Soldatenlieder. Ob aus übergroßer Fröhlichkeit oder aus Furcht, mag dahingestellt bleiben.

Eine weite, saalartige Höhle öffnet sich vor uns. Sie ist stockdunkel, doch zieht ein frischer Luftzug durch den Raum, den ein faulender Geruch erfüllt.

Andreas wich zögernd zurück und hielt Johe am Arm fest.

»Wir finden hoffentlich nicht wieder Tote, Johe? Riechst du den starken Verwesungsgeruch nicht?«

»Oh, das sind keine Tote, das sind lauter Lebendige,« gab der Kanake lachend zur Antwort. »Sie werden es gleich sehen.«

Mit diesen Worten griff er tastend vor sich und holte einige dicke Äste aus einem Winkel.

»Fackeln!« lachte er. »Ich habe eine ganze Menge hierher gebracht, denn von hier aus ist wenig Licht in den Gängen.«

Mit den stark rußenden Fackeln vor uns her leuchtend betraten wir den Raum, in dem sich alsbald ein Leben wie in einem Bienenhaus bemerkbar machte. Ganze Ketten von Fledermäusen hingen unter der Decke und bildeten eine lebendige Girlande von einem Ende zum andern. Das Geräusch unseres Nahens sowie der Rauch und die Flammen brachten indes eine so große Verwirrung unter die armen Tiere, daß wir buchstäblich von ihnen umschwärmt und

classtests.com

behangen wurden. – Bei der Gelegenheit gelang es mir, dem Kanaken etwas Achtung vor dem Leben der Tiere beizubringen und ihn von Grausamkeiten abzuhalten, die er gedankenlos zu begehen im Begriff stand.

Als wir diese Höhle hinter uns hatten, nahm uns ein Gang auf, dessen Boden feucht und schlüpfrig war. An den Wänden liefen vereinzelte feine Strahlen in irgendeine unsichtbare Vertiefung und ein fernes Gemurmel deutete die Nähe des Wasserfalles an.

Wir sollten indessen unter ihm durchpassieren. Der Weg stieg ein wenig bergan, und weiter fortschreitend vernahmen wir ein immer stärker werdendes Rauschen, das irgendwo aus dem Berge zu kommen schien. Bald fielen vereinzelte Strahlen des Tageslichtes vor uns auf den Boden, und nun sahen wir durch einen Spalt, kaum handbreit, wie über unsern Köpfen ein breites, aus tausenden von Strähnen zusammengesetztes Silberband mit Windeseile dahinschoß. Der Wasserfall!

Das Auge blieb geblendet auf dem eigenartigen Bilde haften und verfolgte im Banne der Erscheinung das dahinbrausende Element, ohne zu beachten, daß die tückische Gefahr in nächster Nähe lauerte.

Und diese bestand in einem bodenlosen Abgrunde, der sich zu beiden Seiten des Felsenstegs hinzog, über den wir eben schritten. Johe, dem das schmale Band keinerlei Bedenken einflößte, hatte es nicht für nötig erachtet, unsere Aufmerksamkeit auf den Weg zu lenken. Immer das Auge auf den mit jedem Schritt in andern Lichtspiegelungen lockenden Wasserstreifen gerichtet, schritten wir langsam weiter. Ich tauschte mit Bruder Andreas meine Empfindungen über das reizvolle Bild aus, als plötzlich mein Fuß strauchelte. Instinktiv griff ich hinter mich – ins Leere. Nun balancierte ich noch ein wenig, um mein Gleichgewicht zu erhalten, und stolperte dabei einige Schritte vorwärts bis dicht an das Ende des Stegs. Dann kam ich zu Fall. Das alles dauerte nur Sekunden. Hart schlug mein Körper auf den felsigen Boden. Feurige Kugeln tanzten vor meinen Augen. Krampfhaft krallte ich meine Finger in die glatte Fläche. Umsonst – die Füße hatten den Halt verloren! Mit Gewalt riß mich mein eigenes Gewicht hinab – ich stieß einen Schrei aus. Da fühlte ich im letzten Augenblick eine eiserne Fessel um mein rechtes Handgelenk geschlagen. Ein Ruck, der mir fast den Arm aus dem Gelenk zu reißen schien, preßte mir einen Schmerzensruf aus. Die kaum geschlossenen Wunden auf meinem Arm begannen zu bluten ...

Bruder Andreas, den der Schreck sekundenlang gelähmt haben mochte, rief nach Johe und Peho. Ersterer lag auf dem Bauche auf dem glatten Boden, den Fuß hinter eine Zacke gehängt. Er hielt meine Hand wie in Eisenklammern und gab keuchend seine Anordnungen zu meiner Rettung. Peho lief kopflos hin und zurück.

Ich suchte mit meinen Füßen nach einem Halt. Ein kaum wahrnehmbarer Splitter bot mir für eine Minute einen Ruhepunkt. Als ich meinen Fuß darauf stützte, gab er langsam nach und brach. So kurz die Entspannung auch gewesen sein mochte. der Kanake hatte sie benutzt, um mit der andern Hand meinen Oberarm zu ergreifen.

»Halten Sie aus, Herr – es kommt Hilfe. Der Bruder bringt das Seil. Nur noch wenige Minuten!«

Sie schienen mir Ewigkeiten. Ich wagte nicht nach einem weiteren Stützpunkt zu suchen, aus Furcht, durch die Bewegung der Beine die Last zu vergrößern. Meine linke Hand, die flach an den glatten Rand gekrallt war, schob sich langsam aufwärts. Ich suchte die Unterstützung des Kanaken, der schwer atmend dicht über mir am Rande des Abgrundes lag und mit hastig hervorgestoßenen Rufen die Begleiter zur Eile antrieb. – Ein wahnsinniger Schmerz in den bis zum Zerreißen angespannten Sehnen des Armes erpreßte mir einen lauten Schrei.

Da hörte ich endlich die Stimmen der Gefährten. Ich fühlte, wie das Seil über meinen Rücken glitt. Dann vernahm ich Rufe:

»In die Schlinge treten!«

Vorsichtig suchten meine Füße den rettenden Stützpunkt – ich fand ihn nicht. Die Schlinge mußte zu tief gefallen sein. Ich rief es hinauf ...

Da fühlte ich plötzlich, wie sich die Klammer am Handgelenk löste.

»Festhalten!« schrie ich. »Festhalten – um Gottes willen!«

Langsam hob sich mein Arm. Ein schneidender, brennender Schmerz am Handgelenk trieb mir heiße Schauer über den Rücken. Der Griff lockerte sich. Ich sandte ein Stoßgebet zum Himmel und schloß die Augen ...

Da griff eine Hand in meine Kleidung. Ich fühlte, wie sich ein Seil über meinen Kopf schob.

»Linken Arm hoch – rasch – an den Kopf legen!«

Zögernd nur folgte ich der Aufforderung. So schwach der Halt war, den mir die linke Hand gewährte, so entschloß ich mich doch nicht, ihn fahren zu lassen.

»Rasch doch, schnell!« tönte es wiederum in mein Ohr.

classtests.com

Ich ließ die Hand los und hob den Arm hoch. Es war nur eine Sekunde, während der mein Körper mit seinem ganzen Gewicht an einer dünnen, um mein Handgelenk befestigten Schlinge hing, aber sie erschien mir wie eine lange, lange Zeit. Ich hatte das Gefühl, als schnitte eine scharfe Messerklinge über meinen Unterarm, wie glühendes Eisen brannten die Sehnen in Schulter und Oberarm ...

Endlich straffte sich ein Band um meine Brust. Ich fühlte mich emporgehoben. Die Brust berührte den Rand des Abgrundes – noch ein Ruck, und der Oberkörper lag auf festem Boden. Eine Minute später wälzte ich mich neben drei keuchenden Männern.

Es dauerte lange, ehe die ersten Worte gewechselt wurden. Sie bestanden bei uns allen aus Danksagungen an den Lenker unserer Geschicke.

Ein quälender Durst rief mir die Wirklichkeit ins Gedächtnis. Ein Schlafbedürfnis, wie ich es vermeinte niemals verspürt zu haben, unterstrich noch das Trostlose meiner Lage, wir mußten vorwärts – dem Tageslichte entgegen. Heraus aus dieser toddrohenden Gruft.

An den lebhaften Erörterungen der Gefährten über meinen Fall hatte ich mich nicht beteiligt. Ich war zu sehr mit meinen eigenen Empfindungen beschäftigt, als daß ich jetzt unfruchtbare Rückblicke hätte führen mögen. Ich hörte aber doch die Worte Johes:

»Wenn wir keinen Aufenthalt mehr haben, können wir in drei Stunden wieder auf dem Berge sein.«

Erstaunt warf ich die Frage dazwischen:

»Drei Stunden, sagst du, Johe? Wir sollen noch drei Stunden hier unten bleiben?«

»Allerdings, Herr! Der Weg ist noch weit. Er zeigt uns noch viele, viele Schönheiten, und wenn wir unterwegs nicht ruhen, sind wir in drei Stunden an unserm heutigen Ziele.«

»Und dann?«

»Dann übernachten wir und durchklettern morgen das Jaotal.«

Bruder Andreas zog die Uhr.

»Sonnenuntergang ist nicht mehr fern,« sagte er. »Ich fürchte, daß es keinem von uns möglich sein wird, noch drei Stunden zu marschieren. Laßt uns hier in der Nähe ruhen und etwas essen. Mit ausgeruhtem Körper kehrt auch die Spannkraft zurück.«

Der Vorschlag fand keinen Widerspruch. Nun, da das Wort einmal gefallen war, fühlte auch jeder von uns die Erschöpfung. Johe aber setzte es trotzdem durch, daß wir noch eine kurze Strecke weiter marschierten. Er stellte uns einen zum Nachtlager wie geschaffenen Raum in Aussicht und erbot sich, das ganze Gepäck allein zu tragen, wenn wir ihm folgen würden.

Einige enge Windungen durch Stalaktitenbildungen brachten uns in eine große Höhle, die wiederum eine überraschende Ähnlichkeit mit einer riesigen Blase im Erdinnern hatte. Lakkolithe nennt die Wissenschaft diese domartigen Gebilde. Auch hier schimmerten die Wände in hellem Stahlblau. Eingedenk des Erlebnisses in der ersten derartigen Blase, beflügelten wir unsere Schritte und nahmen erst den ruhigen, forschenden Gang wieder an, als uns einige herrliche Arkaden aus Kalksinter in eine Höhle leiteten, die zwar niedrig, aber luftig und gesund zu sein schien. Hier sprang aus einer Wand ein fingerdicker Wasserstrahl, der ein geräumiges Becken füllte, dessen Abfluß irgendwo im Erdinnern sein mochte. Das Wasser war kristallhell und eisig kalt.

An dieser Stelle öffneten wir die Rucksäcke. Mangel an Brennmaterial zwang uns einen kalten Imbiß, bestehend aus getrockneten Fischen, gedörrtem Fleische und Maisbrot, als Abendessen einzunehmen. Dafür »verschnitten« wir das Wasser mit reichlich Whisky, von dem ich einige Flaschen in Nuu entdeckt hatte. – In unsere Decken gewickelt, schliefen wir auf dem harten Fußboden sofort ein und erwachten erst, als es draußen längst Tag sein mußte.

Ich hatte etwas Fieber. Die wunden Stellen meines Körpers waren infolge der überstandenen Anstrengungen beim Ausgleiten auf dem Steg fast sämtlich wieder aufgebrochen. Trotz sorgfältigen Auswaschens mußte aber bei den selbstredend nicht keimfreien Verbandsstoffen doch eine Unreinigkeit in die Schulterwunde geraten sein. Sie eiterte und machte große Schmerzen. Erst wiederholte Waschungen mit Kalilösung brachten etwas Linderung.

Der Weg führte uns nun durch einen Stollen, der kriechend genommen werden mußte, in einen Raum, den ich passend als »Kamin« ansprechen kann. Kreisrund, mit glattpolierten Wänden, hebt sich hier ein Schlot empor, dessen Höhe mit hundert Metern kaum überschätzt sein dürfte. Er ist oben offen. Ein kreisrundes Stück Himmel lugte auf uns herab, und mit einem wahren Frohlocken begrüßten wir diese Kunde von der Oberwelt. Auffällig war hier, wie überhaupt in den zuletzt begangenen Höhlungen, die Abwesenheit jeglichen Lebewesens. Schlangen, die sonst derartige Schlupfwinkel aufzusuchen pflegen, gibt es ja auf den Sandwich- Inseln nicht. Aber auch andere dort

classtests.com

vorkommenden Tiere, wie Spinnen, Eidechsen, Insekten usw. ließen sich nicht mehr blicken – zum größten Schmerze meiner Sammleraufträge, denen überhaupt aus dieser unterirdischen Reise nur wenig Ausbeute zuteil wurde.

Als wir uns nach einem Auswege aus diesem »Schornstein« umsahen, machte Johe ein verlegenes Gesicht. Er sah mich mit seinem einen Auge mitleidig-furchtsam an und fragte kleinlaut, ob ich jetzt imstande sei eine Weile zu kriechen.

Das Gesicht in Verbindung mit der Frage machte mich stutzig.

»Sprich lieber offen mit mir, Johe. Was für ein Unglück erwartet uns jetzt?«

»Ein Unglück hoffentlich nicht, Herr. Aber einige Gänge müssen durchkrochen werden, bevor wir in die große Halle gelangen.«

»Und wenn wir in der Halle sind, was dann?«

»Hm, dann ... dann?«

»Na, so rede doch, Mensch! Ich kann doch nicht zeitlebens in diesem Schlot sitzen bleiben. Zurück gehe ich nicht. Gibt es ein Vorwärts, dann gehe ich natürlich mit – aber wehe dir, wenn mir dabei ein Unheil zustößt.«

Der Kanake wurde immer verlegener. Dann platzte er heraus:

»Sie kommen ganz gewiß gesund heraus. Ich hänge Sie ans Seil und Peho führt Sie ...«

»Na, denn weiter. Ich sehe schon, daß es wieder ans Klettern geht. Es scheint mir bestimmt zu sein, daß ich in Maui mein Fell fetzenweise abgezogen bekomme.«

Johe schritt zu einem Vorsprung auf dem Boden. Er rief Peho zu sich und verhandelte mit ihm wegen des Gepäcks. Auf einmal schrumpfte seine Gestalt in sich zusammen, und er verschwand vor unsern Augen.

Ein schräg abwärts gehender Gang, an dessen Ende Licht schimmerte, lag vor uns. Er mußte eine ziemlich bedeutende Länge haben, denn es dauerte geraume Zeit bis Johes Stimme herauf drang. Er verlangte das Gepäck. Ehe ich die Erlaubnis zu dessen Abgleiten gab, nahm ich die zerbrechlichen Sachen heraus und verteilte sie auf uns drei. Auch die Decken behielt ich zurück. Die Vorsicht erwies sich als besonders weise.

Nach dem Gepäck sollte ich abgleiten. Ich zog jedoch Bruder Andreas als Hintermann vor und schickte den Diener vorweg. Anfangs war er recht verzagt, denn ich hatte kurz vorher von einer ähnlichen Rutschpartie erzählt, die ich vor Jahren in einem alten Tempelverließ in Yukatan machte. Damals endete die Röhre auf recht harten Klötzen, deren Spuren meiner Sitzgelegenheit noch lange anhafteten.

Eben im Gedanken an jene Fahrt, band ich mir jetzt die mehrfach doppelt gelegte Decke unter, als ich mich zum Abfahren anschickte. Die Röhre war übrigens breit und luftig, wenn auch nicht hoch, so daß an Sitzen nicht zu denken war. Etwas nach hinten gebeugt, stieß ich mich ab und langte ohne Unfall, wenn auch mit ziemlich durchgewetzter Decke, unten an.

Der Raum, der uns aufnahm, bestand aus einer Rinne, vielleicht einem ehemaligen Bachbett, das sich irgendwo im Dunkel des Berges verlor. Ich forschte nicht weiter nach, sondern betrachtete die Ausgangsröhre, auf der wir nunmehr bäuchlings heraufkriechen mußten. Dieses Mal nahm ich wieder die Decken. Aber zum Schutze meiner wunden Knie; dennoch mußte ich oftmals die Zähne fest aufeinanderbeißen, ehe ich oben in einem saalartigen Raume landete.

Dieser Saal ist ein Prachtgebilde unterirdischer Erosion. Allem Anscheine nach arbeitete in diesem Hohlraume vor Urzeiten das glutflüssige Magma. Und daß die Decke dem Drucke nicht wich, dürfte nur den gewaltigen Säulen zu verdanken sein, die das Ganze stützen.

Der gewaltige Dom läßt sich in seiner Höhe nur schwer schätzen. Der obere Teil ist in ewiges Dunkel gehüllt. Johe erkletterte auf meinen Wunsch hin eine der Säulen und leuchtete mit der Fackel in den oberen Raum – umsonst! In unerreichbarer Höhe vereinigten sich Kuppel und Träger.

Über zwei Stunden blieben wir in diesem riesigen Dome. Vergebens suchte ich nach Spuren eines Ausflusses früherer Lavaströme, wenngleich unverkennbare Anzeichen auf einen ehemaligen Lavakessel deuteten. Das Loch zu unsern Füßen, ein kreisrunder Trichter, konnte den Abfluß nicht vermittelt haben. Er war neueren Ursprunges, wenn auch noch aus vorgeschichtlicher Zeit.

Johe trat mit dem Seil an mich heran.

»Fürchten Sie sich nicht, Herr, ich halte Sie fest, und wenn Sie unten festen Fuß gefaßt haben, lösen Sie das Seil.«

Er glaubte mir einige Trostesworte schuldig zu sein, nachdem ich ihm seine Unachtsamkeit bei dem Wasserfall vorgehalten hatte. Lächelnd bot ich ihm meine Brust.

classtests.com

»Lege nur die Decke richtig unter das Seil, damit die alte Seilwunde nicht noch vergrößert wird – und nun los!«

In drehender Bewegung glitt ich freischwebend sanft abwärts, bis mein Fuß den Boden berührte. – Ich befand mich in einem Raume, dem ich an Großartigkeit und, ich möchte sagen, grausiger Schönheit nichts Ebenbürtiges auf der Welt gegenüberzustellen wüßte. Vor diesem Anblick schwand jeder Gedanke an die ausgestandenen Gefahren. Mit Freuden nähme ich sie nochmals auf mich, dürfte ich noch einmal in meinem Leben diese fast unbekannten Höhlen im Felsengewirr des Jaotales besuchen.

Ich will versuchen dem Leser zu beschreiben, was Bruder Andreas und ich in stummem Entzücken, die Kanaken mit offenem Munde, anstaunten.

Mitten in einem Raume, der von zwei unsichtbaren Lichtquellen mit blauem Lichtscheine erleuchtet ist, erheben sich bizarre, bildwerkähnliche Steinskulpturen, deren an Arme und Köpfe erinnernde Vorsprünge in den schönsten matten Regenbogenfarben leuchten. Weit hinten stürzt über schmale Brüstungen ein schäumender Wasserfall, übergossen mit Millionen prächtig funkelnder Strahlenbündel, der sich in einen den Raum seitlich durchziehenden Bach ergießt. Wie versteinerte, in lebenswahrer Haltung erstarrte menschliche Ungeheuer sehen sich die Gebilde an, die in silberweißen und kobaltblau schimmernden Farben die Ufer des Flusses zieren. Sie sind abgesondert von einer Gruppe drohend zusammengescharter Riesen mit hundert Armen, mit drohenden, höllischen Köpfen, hier einen Eber, dort einen Büffel, Menschen, Pferde und Höllenausgeburten versinnbildlichend. Zahllos scheinen sie hier zu Stein erstarrt, mitten in tollem, irrsinnigem Tanze, festgehalten in den grotesken Verrenkungen, die der Augenblick gab. Das ganze schaurig-schöne Bild ist belebt von tausend kristallenen Augen, die, in langen Zapfen aus dem Deckengewölbe wachsend, dem Außenlichte den Glanz rauben, um ihn hier sternengleich den armen Versteinerten zu spenden.

Welche Laune der Natur, welche Elemente zusammengewirkt haben, um ein derartiges Kunstwerk unter der Erdoberfläche zu schaffen, entzieht sich meiner Kenntnis. Riesenhaft, wie die Höhlung selbst, sind auch die Gebilde, die der äußeren Beschaffenheit nach teils Stalaktiten, teils Basalt mit eingesprengten fremden Gesteinsarten sein mögen. Der Bach, etwa einen Meter tief, verteilt sich in sechs Arme, den sechs Höllenflüssen vergleichbar, vereinigt sich dann wieder und, gespeist von einem weiteren, aus dem Dunkel der Unterwelt herausgurgelnden Zufluß, schäumt als wilder Strom hinaus ins Freie.

An seinen, in hartes Gestein gegrabenen Ufern entlang strebten auch wir wieder hinaus auf die Oberwelt. Dem Flußlaufe folgend, erreichten wir eine Plattform, die sich balkonähnlich vor den Berg legt, in dessen Innern wir so Unvergeßliches erleben durften. – Nächtliche Schatten lagerten bereits auf den Tälern, als wir zum ersten Male wieder in vollen Zügen die milde, balsamische Luft des ewigen Frühlings einatmeten. Tief, tief zu unsern Füßen ruhte in nächtlichem Schleier das unendliche Weltmeer, während wir hier oben noch die letzten Goldblitze der scheidenden Sonne erhaschten.

Wir verließen den sich in zahlreichen Kaskaden talwärts stürzenden Fluß und drängten uns in eine enge Spalte, um die Nacht zu verbringen. Ein über die Wände hinaushängender, harzreicher Stamm mußte sein Leben lassen, um uns die Wohltat eines wärmenden Feuers zu sichern. Die Nächte pflegen reich an Nebeln und kältendem Tau zu sein, und die Wolldecken gewähren nur Schutz, solange sie trocken sind.

Sechstes Kapitel.

Der neue Tag öffnete uns einen Blick in neue Schönheiten, von unserer hohen Warte aus, genossen wir eine weite Übersicht über das Meer und die ferne Nordspitze der Insel Hawaii, wie kleine dunkle Käfer erschienen die zahlreichen Fischerboote. Ein großes Vollschiff, auf die Bucht von Hilo zusteuernd, glich täuschend einem mit geblähten Flügeln dahinschwebenden Schwane. Unmittelbar zu unseren Füßen aber tat sich ein Labyrinth von Felsen auf, welches von den gewaltigen Urkräften der Erde so willkürlich durcheinandergeschüttelt ist, daß man jetzt noch deutlich die kilometerweit voneinanderstehenden Bruchstellen unterscheidet, in die sie einstmals eingefügt waren. Hohe Nadeln, Kegel, spitze Zacken wechseln ab mit wallartigen Mauern. Diese von grünender Vegetation überwuchert, jene starr, trotzig und abwehrend.

»Wir befinden uns im Jaotale,« sagte Johe. »Hinter jener Wand gelangen wir an eine Stelle, an der wir wie durch einen Bogen das Meer sehen. Dort werden wir absteigen. In Nahiku finden wir gute Freunde.«

»Wo ist nun aber der Puukahaka, jener Berg, an den sich das Jaotal anschließt?« fragte ich.

»Mit dem Namen bezeichnen wir den ganzen Raum von Kipahulu bis zum Nahikuabhang. Im Puukahaka liegt das Jao,« erwiderte Bruder Andreas, indem er mir eine Beschreibung seiner Missionsstationen reichte.

Der Aufstieg auf die von Johe angedeutete Wand gestaltete sich nach Überwindung des Flusses zu einem angenehmen Spaziergange durch eine liebliche wiesenartige Mulde auf den moosbehangenen Rücken.

classtests.com

Dort oben sah es allerdings weniger farbenfroh aus. Man erkannte auf den ersten Blick, daß das vor uns liegende Tal ein erloschener Vulkan war. Allem Anscheine nach eine Caldera, wie alle die Vulkane auf der Hawaiigruppe. Dieser hatte jedoch einen Abfluß ins Meer gefunden, in derselben Zeit, als in seinem Innern durch eines jener unergründlichen Geheimnisse die Feuerwelle nach einer andern Seite abgezogen sein mußte.

Jetzt starrte uns das ungeheuere Becken entgegen, aus dessen Boden die geschilderten Steingebilde in bunter Unregelmäßigkeit durcheinanderwuchsen. Unserm Stande zunächst, in einigen hundert Metern Entfernung, hob sich ein grauschwarzer, mit Sand überstreuter Kegel in die Luft – die Kanaken nennen ihn die Nadel –, der auf zwei Seiten fest auf dem Kratergrunde aufsaß, dann aber nach einem finster gähnenden Abgrunde zu jäh abfiel.

»Dort hinunter liegt unser Weg,« sagte Johe, auf den grausigen Schlund deutend. »Ich werde vorausgehen ...«

»Halt, Freund!« rief ich, auf meine inzwischen zerrissenen Schuhe deutend, »mit dieser Fußbekleidung lasse ich mich auf keine alpinistischen Klettereien ein. An den Wänden kann ja kaum eine Katze hinunterlaufen, viel weniger ein Mensch.«

Der Kanake lachte.

»Folgen sie mir nur, Herr. Sie werden die Schuhe nicht einmal brauchen, so sanft ist der Weg, den ich wähle.«

Er bog einige myrtenartige Gesträuche zur Seite und sprang hinter diesen in eine Mulde. Dann reichte er mir die Hand und hieß mich ihm folgen. Ein weicher Moosteppich nahm mich auf. Von hier aus zogen sich derartige, teils mit Moos, teils mit feinem weichem Sande (letztere nur auf der Westseite) gefüllte Vertiefungen spiralförmig um einen Berg, so daß wir nach und nach einen genußreichen Blick über alle vier Himmelsrichtungen hatten. Je tiefer wir hinabstiegen, desto rauher wurde aber der Berg. Dort, wo Moos uns weichen Boden verheißen hatte, erschienen jetzt grobe Sandmassen, spitze Lavastücke. Der Hang wurde rauher. Große Zacken ragten seitlich in das Leere, wie Äste eines abgestorbenen Baumes. Die Wände traten näher zusammen, und bald konnten wir den gegenüberliegenden Berg mit dem Stock erreichen.

Johe kletterte immer noch unentwegt weiter. Die muldenartigen Vertiefungen schienen eigens dazu geschaffen, den Menschen als Treppe zu dienen, in solch regelmäßiger Anordnung zogen sie sich an den Wänden entlang. Das Tageslicht nahm zusehends ab. Der Tritt wurde unsicherer. Bruder Andreas, der dicht hinter mir ging, blieb stehen.

»Wo mag Johe sein?« fragte er. »Ich höre ihn seit einiger Zeit nicht mehr.«

Ich setzte mich auf den Rand der oberen Mulde und rief seinen Namen. – Keine Antwort. Das Echo gab den Schall vielfältig zurück – von dem Kanaken aber erfolgte keine Antwort.

»Wo mag er nur sein?« fragte Andreas, besorgt den Hang hinunterspähend, »wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist.«

»Nun, abstürzen kann er hier nicht, selbst wenn er es wollte,« erwiderte ich. »Er wird dort unten irgendwo stecken und Feuer für ein Frühstück anzünden, denn wo sollte er sonst sein?«

»Das weiß ich eben nicht,« beharrte Bruder Andreas.

»Er wird schon wieder zum Vorschein kommen,« gab ich zur Antwort. »Lassen Sie uns nur weitergehen, denn hier in den feuchten Wäldern fröstelt mich.«

Wortlos folgte mir der Geistliche. Nach weiteren hundert Metern gelangten wir an die Stelle, wo die beiden Berge zusammenstießen, und nun hörte der Weg auf. Wir saßen auf dem Grunde einer Schlucht, die rings von Felswänden eingeschlossen war und nur nach einer Seite eine schmale Öffnung aufwies, durch die das Wasser in einen darunter sich anschließenden Wald absickerte. Tief unter uns erblickte man das Meer. Von Johe fanden wir keine Spur.

»Wir müssen zurück!« rief Andreas, als er neben mir stand. Gleichzeitig winkte er dem Diener, nicht weiter abzusteigen.

»Warum zurück? Wir müssen an die Küste, und die liegt dort auf einen Kilometer vor uns. Lassen Sie uns den Abstieg versuchen.«

»Aber Johe ist nicht da, und wir dürfen ihn auch nicht verlassen, falls ihm hier etwas zugestoßen ist!«

»Lieber Bruder Andreas, was soll dem geschmeidigen, riesenstarken Kerl denn zugestoßen sein? Wäre er abgestürzt, wozu er sich besondere Mühe geben müßte, dann läge er hier irgendwo. Wie Sie sehen, ist das nicht der Fall. Also kann er nur durch diesen Spalt hinuntergeklettert sein. Folgen wir ihm auf dem Wege.«

Kopfschüttelnd fügte sich der Geistliche schließlich meinen Wünschen. Er rief seinem Diener und forderte ihn auf, abzusteigen. Peho hatte den schweren Tragsack abgelegt und mühte sich nun vergebens, ihn wieder auf den Rücken zu bringen. Als Bruder Andreas ihm zu Hilfe eilen wollte, merkte er erst, wie schwierig es war, die anscheinend so

classtests.com

bequemen Stufen wieder hinaufzusteigen. Da, wo der Tritt beim Abstieg leicht aufsetzte, mußte jetzt mit großer Mühe, auf einem Beine stehend, die obere Stufe erfaßt werden, und das Hinaufschwingen auf diese und die höhere erforderte alpinistische Schulung. Wir sahen bald ein, daß ein Wiederersteigen des mindestens 1.500 Meter hohen Berges einen ganzen Tag erforderte.

Jetzt wußten wir, daß wir durch den Spalt hinunter mußten. Peho war mittlerweile angekommen. Zum Glück barg sein Sack die Lebensmittel und Getränke, so daß wir uns vor dem zweifellos anstrengenden Abstieg noch einmal gehörig stärken konnten. Nun, wo wir die Küste vor uns sahen, brauchten Lebensmittel auch nicht gespart zu werden.

Von Johe fanden wir keine Spur. In der festen Überzeugung, ihn am Strande zu treffen, machten wir uns seinetwegen auch keine Gedanken.

Bruder Andreas ließ sich anseilen. Mit den Messern hieben wir eine Gasse in die grüne Wand und blickten in den unter uns üppig wuchernden Baumbestand. Der Felsen zeigte nur ganz geringe Auszackungen, so daß ein Stützpunkt an diesem nicht zu erhoffen war. Mehr Vertrauen flößten uns die Bäume ein. Es war eine Koniferenart, deren Gattung wir nicht feststellen konnten.

»Versuchen Sie den nächsten Baum zu erreichen, Andreas. Sobald Sie dort festen Fuß gefaßt haben, sende ich Ihnen Peho nach. Sie geben dann die weiteren Befehle – und nun mit Gott!«

Das Seil hing in einer einmaligen Umschlingung an einem zähen Pflanzenbündel. Das Ende hielten wir in der Hand, um beliebig damit arbeiten zu können. Mit dem Gesicht nach der Wand suchte Andreas den ersten Tritt. Er hielt. Beide Füße fanden Platz, und mit der Hand konnte er die oberen Äste des Baumes erreichen. So gesichert, veränderte er seinen Stand und strebte dem Stamme zu. Eine vorspringende, moosbewachsene Nabe führte zu einem schmalen Riß, in den sich Andreas festsetzte. Dann ließ er das Seil lockern und erreichte mit einem kurzen Sprung den Baum.

»Hallo!« schallte es herauf. »Ich habe festen Halt!«

Die Worte lösten ein helles Echo aus. Der Widerhall klang wie das Sprechen mehrerer Menschen und veranlaßte mich, erstaunt emporzuschauen, um die Redenden zu entdecken. Erst ein zweiter kurzer Ruf brachte mir die Aufklärung. –

Ich beugte mich über den Rand und fragte den Bruder nach den Aussichten für den weiteren Verlauf des Abstieges.

»Gut! Kommen Sie nur nach!« lautete die Antwort.

Peho zog das Seil herauf und legte es um seinen Gürtel. Nur widerwillig folgte er seinem Herrn auf der schwindelnden Bahn. Lange zappelten seine Beine über dem Abgrund, ehe sie Halt fanden.

Als das Seil dann wieder heraufkam, untersuchte ich erst die Büsche auf ihre Haltbarkeit hin. Ich war auf mich allein angewiesen, und mein Leben hing von dem Wurzelwerk des Strauchwerkes ab. Ganz befriedigt war ich nicht von dem Resultat meiner Untersuchung, allein ich vertraute auf den lieben Gott und mein Glück, hing das Seil über den unteren Teil des Gesträuches und knüpfte das Ende um meinen Leib. Das andere Ende ließ ich fallen, schlang meinen linken Arm in das Tau und steuerte mich langsam in die Tiefe. Bald fand ich die Stufen, erreichte auch den schmalen Riß. Dort aber versagte das Seil. Ich hielt das äußerste Ende in der Hand. Ließ ich das los, dann hing meine weitere Kletterei von einem glücklichen Zufall ab.

»Nicht loslassen!« rief plötzlich Andreas, der mein Zaudern bemerkte. »Nicht loslassen – wir können hier zu dreien nicht stehen. Der Baum trägt unser Gewicht nicht!«

»Dann steigen Sie tiefer!« gab ich zurück. »Aber bitte rasch, denn lange halte ich es hier nicht aus.«

Ich bemerkte, wie Bruder Andreas die Entfernung zum nächsten Baume abschätzte. Es mochten drei Meter sein, die für einen Sprung in solchen Verhältnissen allerdings etwas bedeuteten.

»Ich wag's!« rief er. »Ich rutsche ab!«

In demselben Augenblick fuhr er von seinem Stande abwärts und hielt nach einer Minute vor dem nächsten Halt. Anstatt eines ermunternden Anrufes kam aber ein Schreckensruf.

»Nicht nachkommen!« schrie er mit heiserer Stimme. »Hier geht es nicht mehr weiter. Eine steile Wand ...«

Der Rest seiner Worte ging mir verloren, denn mein Strauch droben gab nach und stürzte an mir vorüber in die Tiefe. Eine Schicht feuchten Sandes überschüttete mich und hätte mich fast dem Strauch nachgesandt.

Es dauerte einige Minuten, bis wir wieder Herr der Lage wurden. Sie war die denkbar gefährlichste, denn keiner von uns konnte sich lange an der gerade eingenommenen Stelle halten – und der Rückweg war diesmal endgültig abgeschnitten, wenn wir nicht seitlich ausweichen konnten, war unser Ende nur eine Frage der Zeit. Hilfe hatten wir in dieser menschenleeren Gegend nicht zu erwarten.

classtests.com

So liefen Frage und Antwort, Rat und Vorschlag zwischen uns hin und her. Keiner wagte sich zu rühren, aus Furcht, den schwankenden Stand zu verlieren.

Meine Augen blieben auf der schmalen Moosnabe haften, die sich handbreit um den Berg zog. Zwar sah ich nur wenige Meter weit, aber schon glomm der Hoffnungsfunken in mir auf. – Wenn ich diesem Streifen folgte? Langsam drehte ich mich auf meinem Riß um. Ich schlang das Seil um meinen Arm und warf das lose Ende Peho zu. Er sollte es um seinen Baum schlingen – für alle Fälle! Daß ich im Sturze den Baum mitreißen würde, wußte ich. Allein die äußerste Bedrängnis ließ mir keine Wahl. Ich glaubte mich freier bewegen zu können, wenn ich das Seil irgendwo befestigt wußte, wenn der Halt auch noch so unzuverlässig war.

Alpine Klettertouren in solchen Lagen waren mir vollkommen neu. Ich mußte Andreas um seine Ratschläge ersuchen, sonst hätte ich nicht einmal gewußt, wie ich den ersten Schritt ansetzen sollte, um aus dem Riß auf das moosige Band zu gelangen.

»Ziehen Sie die Stiefel aus, Sie bleiben ja hängen!« rief er, als er bemerkte, daß meine klaffende Sohle ein ernstes Hindernis bildete.

Der Rat war leichter gegeben als befolgt. Es kostete nicht geringe Mühe, das Bein in den Bereich meiner Hand zu bringen. Ich lag festgeklebt an der Wand, und der eingeklemmte Fuß trug minutenlang die ganze Last des Körpers. Endlich polterte der Schuh den Abhang hinunter – auf Nimmerwiedersehen!

Erleichtert setzte ich nun den unbekleideten Fuß auf den nächsten Zacken und erreichte glücklich das Band mit dem Knie. Der Stützpunkt brach unter dem Gewicht aus der Wand. Nun war es mir nicht mehr so schwer, auch das andere Bein und den Körper heraufzuziehen. Ein Manöver, das ich als Seemann hundertemal geübt hatte. Zunächst flog der zweite Schuh seinem Gefährten nach. Darauf begann eine Rutschpartie seitwärts.

Nach kurzer Zeit hatte ich die Stelle erreicht, wo der Berg eine Biegung machte. Niedrige Sträucher hemmten die Fernsicht, Sie boten aber den Händen einen Halt und ermöglichten es mir, aufzustehen. Ich schob mich weiter durch das Buschwerk und bemerkte unter, neben und über mir eine dicht bewachsene, aber stark geneigte Wand, die sich ins Unabsehbare verlor. Hier war wenigstens Rettung.

Durch einen lauten Jauchzer teilte ich den in banger Sorge harrenden Kameraden die frohe Entdeckung mit. Das Echo trug den Schall meiner Stimme bis weit hinauf in die Berge. Der Ton zitterte noch nach, als ich längst nicht mehr daran dachte. Zuckend, abgebrochen, klagend rollten harte Laute über das Gestein.

Verwundert blieb ich an meinem Platze. Ich wiederholte meinen Ruf in bestimmten Tönen, Das Echo gab ihn zurück. Erst in meinen Tönen, dann in einem Heulen oder Klagen.

Was war das?

Andreas und Peho riefen wie aus einem Munde:

»Dort sind Menschen, die uns antworten!«

»Wo? Seht Ihr sie?«

Statt aller Antwort rief Andreas in der Kanakensprache um Hilfe. Gleichzeitig nannte er unsern Standort. Drei, vier Rufe drangen zu uns.

»Das ist Johe!« sagte Peho. »Ich kenne seinen Ruf.«

Johe? An den hatte keiner von uns mehr gedacht, seitdem wir uns von ihm getrennt wußten, wir vermuteten ihn längst am Strande. Jetzt erst fiel es mir auf, daß er diesen einzigen Weg aus dem Gebirge ja nicht hatte nehmen können.

Es verging noch eine Viertelstunde, bis der Kopf des Kanaken dort sichtbar wurde, wo vorher der Strauch losgebrochen war. Als er uns in der gefährlichen Lage erblickte, schrie Johe ganz verzweifelt auf und rannte kopflos hin und her. Es bedurfte unserer ausdrücklichen Versicherung, daß wir uns vorläufig ganz geborgen fühlten, um ihn zu beruhigen. Auch dann noch schrie er in einem fort:

»Warum sind Sie mir nicht gefolgt? Warum wichen Sie vom Wege ab? Oh, das Unglück, das Unglück!«

»Nun höre endlich einmal mit dem Jammern auf!« schrie ich ihm ungeduldig hinauf. »Gibt es einen Weg hier hinunter?«

»Nein, Herr, nein! Sie müssen zurück. Die Wand, in der Sie stehen, fällt nachher glatt ab. Kommen Sie schnell, Herr!"

»Du hast gut reden, wie sollen wir denn dort hinauf gelangen? Hast du kein Seil?«

»Nein, Herr. Das Seil ist in Pehos Sack.«

»Das haben wir! Nun suche dort oben nach irgendeinem Verbindungsstück zwischen deinem Stand und uns. Wir

classtests.com

schicken dir das Seil damit hinauf.«

Es dauerte lange, bis das gefunden war. Eine abgeschälte Rinde, einige Zweige, mit Rindenstreifen aneinandergereiht, ein Stück Holz, das Hemd und endlich Johes Beinkleid mußten herhalten, um bis zu der Höhe unserer Hände zu reichen. Dann befestigte Peho das Ende des Seiles an dem Verbindungsstück, und vier Augenpaare, vier klopfende Herzen verfolgten mit Spannung, wie das Seil sich mehr und mehr den ausgestreckten Händen unseres Befreiers näherte.

Ein Ah! der Erleichterung entrang sich unserer Brust, als Johe das Seil ergriff. Andreas, als der am meisten Gefährdete, sollte zuerst gerettet werden. Mit einer nervösen Hast knotete er das Seil, das ich ihm zuwarf, um seine Brust. Ein lauter Ruf, und das straffe Seil als Lauftau benutzend, kletterte er katzenartig den Hang hinan. Glatt ging das allerdings nicht vonstatten. Mancher Hautriß, mancher Fetzen der Kleidung, manche Beule zeugten später von der Schwierigkeit der Kletterei.

Peho, für den ich im stillen gebangt hatte, lief auf allen Vieren an der Wand hinauf. Das Bild erregte in jenem kritischen Augenblicke, wie später noch oft meine Lachlust.

Mein ohnehin zerschundener Körper kam blutend oben an. Ich fand buchstäblich keine Handbreit Fläche auf mir, die nicht irgendeine Wunde hatte. Auch meiner Kleidung gab der Aufstieg den Rest, und später sah ich noch vom Strande aus die Stelle, wo mein rechtes Hosenbein an einem Zacken über den Wipfeln flatterte.

Ruhe! Ehe wir noch in eine Erörterung der Umstände, die uns in die schwierige Lage brachten, eingingen, verlangte ich wärmendes Feuer, Wasser und Ruhe – nur eine einzige Stunde Schlaf! Während Bruder Andreas meine Wunden verband und bepflasterte, schlief ich schon ein. Die Reaktion wirkte zu mächtig in mir. Die ausgestandene Aufregung mußte austoben.

Fünfzehn Stunden traumlosen, erquickenden Schlummers gaben mir die Spannkraft zurück. Der neue Tag war bereits angebrochen, als ich erwachte. Nun hieß es den Berg wieder hinaufklimmen.

»Nun erkläre mir, Johe, warum du uns gestern morgen durchgebrannt bist?« fragte ich den Kanaken, als wir die letzten eßbaren Reste in unsern Säcken zu einem Frühstück zusammengekratzt hatten.

»Ich bin nicht fortgelaufen, Herr. Sie sind mir nicht gefolgt, sondern in einer andern Richtung abgestiegen. Ich hatte einen gewaltigen Schrecken bekommen, als ich Sie plötzlich nicht mehr fand. Bei der Ähnlichkeit der Stufen mußte ich auch lange suchen, bis ich den Eindruck Ihrer Schuhe fand. Sie gingen, anstatt dem Moos zu folgen, in den Sandstufen weiter. Das war verkehrt!«

Nun war das Rätsel gelöst! Der Aufstieg bereitete mir ungeheure Qualen. Meine Strümpfe bestanden aus einer Kette von Löchern, die, je mehr wir in die scharfe Lava kamen, desto mehr aus dem Zusammenhang fielen. Bald mußte ich barfuß durch den unter den heißen Sonnenstrahlen glühend wirkenden Sand marschieren, so daß die einzig unversehrten Gliedmaßen, die Füße, in kurzer Zeit mit Brandblasen überzogen waren. Erst das kühlende Moos brachte Linderung.

Nach einstündiger Steigung erreichten wir die kritische Stelle, an der sich unsere Pfade gestern trennten. Die Gleichartigkeit des Geländes machte einen Irrtum verzeihlich. Diesmal blieb Johe unmittelbar vor uns, selbst dann, als wir nach einer Stunde eine herrliche Wiese erreichten, die sich durch einzelne konische Lavaspitzen hindurchschlängelte und uns an den Bach führte, dessen Lauf wir, wie Johe behauptete, im Berginnern entstehen sahen.

Hier gelang es mir, einige Vögel zu erlegen. Nach längerer Pause lieferten sie uns das erste warme Mittagessen.

»Heute abend schlafen wir in den Hütten meiner Freunde,« bemerkte Johe, als er seinen Vogel bis auf die Knochen vertilgt hatte.

Ich mußte laut auflachen.

»Glaubst du denn, dass ich mich in diesem Bruchteil eines Anzuges unter den Dorfbewohnern sehen lasse? Das kannst du nicht gut verlangen.«

»Ja, warum denn nicht?« fragte er erstaunt. »Die Leute wären froh, wenn sie solche Kleider besäßen!«

»Das mag sein,« erwiderte ich. »Die Landessitte verlangt hierzulande keine Bekleidung. Wir Europäer denken leider anders darüber, verschaffe mir von irgendwoher einen Rock, Beinkleid und Fußbekleidung, dazu einen Hut, dann gehe ich mit, sonst bleibe ich hier!«

Lächelnd fragte er:

»Wie lange?«

classtests.com

Allerdings war die Frage nicht unberechtigt. Woher sollte ich auf der Insel Maui Kleider bekommen? Die nächste Stadt, in der es Läden gab, war Hilo auf Hawaii, und die war Tagereisen entfernt.

Bruder Andreas wußte Rat.

»In Keanahae ist eine Mission mit drei Brüdern. Dort finden sich vielleicht entbehrliche Kleider. Wie weit liegt das Dorf von hier entfernt, Johe?«

»Wenn Sie hier gegen Sonnenaufgang den Berg besteigen, sehen Sie es zu Ihren Füßen.«

»Dann wird Peho hinuntergehen und die Sachen holen. Ich gebe ihm einen Brief an den Pater mit.«

»Peho findet den Weg nicht, Herr. Ich werde gehen,« sagte Johe. »Vor Sonnenuntergang kann ich zurückkehren, wenn mich der Pater gleich wieder fortgehen läßt.«

Wir vertrieben uns die Zeit mit Sammeln von für mich wichtigen Dingen und Insekten, während Jeho herrliche Fische aus dem Wasser zog. Bruder Andreas skizzierte die romantische Umgebung und verfaßte in unsern Tagebüchern die Notizen über die Denkwürdigkeiten der letzten Tage. So verging der Tag in stillem, friedlichem Tun. Kein Mensch störte uns in unserer paradiesischen Einsamkeit. Kaum ein Tier ließ sich blicken. Abwechselnd wachten wir abends an einem hellen Feuer, um dem Kanaken, falls er in der Nacht zurückkäme, unsere Lagerstätte anzuzeigen. Wir gewahrten indessen sein Kommen nicht. Als wir jedoch die Augen aufschlugen, saß Johe mit einem Missionsbruder an unserm Feuer und kochte Kaffee. Neben ihnen stand ein Korb mit allerhand guten Dingen. Die gewünschten Kleidungsstücke lagen auf dem Rasen ausgebreitet zum Trocknen. Johe hatte sie auf Wunsch des Missionars gewaschen.

Die Begrüßung war eine überaus herzliche. Der Amtsbruder Andreas', gleichfalls ein Deutscher, aus Horb in Württemberg (der Name ist mir entfallen, ich nenne ihn Bernhard) war auf die Kunde von unserm Mißgeschick sofort in der Nacht herbeigeeilt, um hilfreiche Hand zu leisten. Er glaubte einen ernstlich Verwundeten anzutreffen, war aber sehr erfreut, als er feststellen konnte, daß die fehlenden Glieder, von denen Johe in der Kanakensprache erzählte, nur an den Kleidern fehlten. Die Sprache der Leute hat keine unterscheidenden Worte für beides.

Der Weg durch das imposante Tal zum Dorfe Keanahae bot uns noch viele wunderbare Schönheiten. Ich konnte sie leider nicht so in mich aufnehmen, wie ich es wohl gewünscht hätte, denn meine Wunden nahmen ein recht bösartiges Gesicht an. Besonders eine Schürfwunde am Knöchel sah besorgniserregend aus. Zwar hinderte sie mich nicht sonderlich am Gehen, weil die leichten Sandalen dem Fuße freien Spielraum ließen, aber die Geschwulst zog sich in die Waden und deutete auf eine beginnende Blutvergiftung. Das war wenigstens die Ansicht der beiden Missionare. Ich selbst schob die Schwellung dem Biß eines Tausendfußes zu, den ich in meiner Sammlung verwahrt trug. Dieses Tier, das einzige giftige Insekt auf den Inseln, erfreut sich unter den Eingeborenen eines sehr schlechten Rufes. Man hält seinen Biß für tödlich. Nach meiner persönlichen Überzeugung, die sich auf die Erfahrung am eigenen Leibe stützt, verursacht das Gift des Scolopenders wohl bösartige Wunden, ist aber bei Erwachsenen niemals von tödlicher Wirkung.

So humpelte ich, auf zwei Stöcke gestützt, den herrlichen Pfad dicht am Ufer des Meeres entlang. Er führte uns durch kleine Anpflanzungen aller möglichen Früchte, durch Kokoshaine und durch rauschenden Blätterwald zur Missionsstation Keanahae. Hier zwischen dem Flüstern hoher Palmen und unter dem dumpfen Donnern der ewig stürmenden Brandung fand ich nach so langer, anstrengender Reise wieder einmal ein richtiges Bett. Ich konnte meine Wunden pflegen und ruhig und sorglos dem Nahen des jungen Tages entgegensehen.

Bruder Bernhard leistete mir während der acht Tage, die ich in süßem Nichtstun am Ostabhange des Haleakala, in einem luftigen Bambushause verbringen durfte, unermüdlich Gesellschaft. Bruder Andreas war mit seinem Diener nach Nuu in Amtsgeschäften zurückgekehrt und konnte erst später auf der Mission eintreffen. Die Zeit seiner Abwesenheit wollte ich für meine wissenschaftlichen Zwecke ausnutzen. Dazu hatte ich Johe als Diener bei mir behalten. Es gingen mir Dinge im Kopfe herum, über die ich mich erst äußern wollte, wenn ich vollständig wiederhergestellt war.

Eines Morgens, während einer Ruderpartie, fragte ich Johe:

»Sage mal, Freund, möchtest du noch einmal mit mir in die Höhlen von Kipahulu gehen?«

Der Kanake sah mich erstaunt an, sagte aber in zögerndem Tone:

»Ja, Herr, wenn Sie es befehlen.«

»Ich möchte mir die zwei Toten genauer ansehen, die wir dort oben in der blauen Blase gefunden haben. Ich wäre dir dankbar, wenn du mir helfen würdest, die Leichen ans Tageslicht zu bringen.«

Das fragende Staunen auf den Zügen des Kanaken ging bei diesen Worten in helles Entsetzen über. Er schrie fast seine Antwort heraus:

classtests.com

»Nie, Herr, werde ich wieder den Fuß dorthin setzen. Dort ruhen die Seelen großer Kanakenhäuptlinge neben ihren Körpern. Sie haben es selbst erlebt, Herr, daß sie uns gewarnt haben. Sie haben unsere Lichter ausgelöscht und Johe hörte ihre Stimmen...«

»Rede keinen Unsinn, Johe! Das Licht erlosch, weil ihm der Sauerstoff fehlte. Die Toten können uns nichts mehr anhaben. Für mich aber sind ihre Köpfe von großem Werte ...«

»Nein, nein, Herr!« schrie er heraus. »Redet nicht mehr davon, ich gehe nicht mit. Es ist jedes Wort vergebens!«

»Nun, dann suche ich mir einen andern Führer, wenn du dir die Goldstücke nicht verdienen willst.«

Kopfschüttelnd erwiderte der Kanake:

»Sie werden vergeblich suchen. Die Höhlen kennt keiner meiner Stammesbrüder, wenn sie aber wirklich jemand entdecken würde, so geht er nicht hinein ...«

»Warum gingst du denn hinein?«

»Oh, bei mir ist das etwas anderes. Ich war Soldat und wurde verfolgt, weil ich ... nun, das ist ja einerlei! Damals fand ich den Schlupfwinkel und verbrachte längere Zeit in den Gängen des Berges. Wenn man mich heute in Nuu gesehen hatte, war ich in einem Tage nach Kipahulu geflüchtet. Das ist zu Lande unmöglich. Einen Tag später fand man mich in Nahiku; dann wieder in Hano. So gelangte ich zu dem Rufe eines Zauberers, der mich vor weiteren Nachstellungen schützte. Nur einmal verfolgte mich noch ein Feind, mit dem ich kämpfen mußte. Ich verlor mein Auge und er sein Leben. Er liegt in dem Abgrunde, in den Sie beinahe gestürzt wären. Damals dachte ich an die Szene – sonst wäre ich nicht so unaufmerksam gewesen.«

Trotz der Erklärung des Kanaken gab ich den Plan noch nicht auf. Ich weihte sogar Bruder Bernhard ein und bat ihn, mir einen zuverlässigen Mann als Führer durch die Höhlengänge zu verschaffen. Es stellte sich aber doch heraus, daß Johe wahr gesprochen. Keiner der Kanaken wußte etwas von diesen unterirdischen Gängen. Man kannte wohl Höhlungen im Gebirge, aber ganze Verbindungen nicht.

Eines Morgens lief der Küstenschoner »Maui« in der Bucht von Keanahae ein. Es war jenes Schiff, das mich vor einigen Wochen in Keanhu ans Land gesetzt hatte. Jetzt befand es sich auf der Rückfahrt nach Honolulu auf der Insel Oahu. Der Kapitän begrüßte mich als einen alten Bekannten und lud mich dringend ein, mit ihm zu fahren. Er lief nur noch einen Hafen auf der Insel Molokai an und segelte dann ohne Aufenthalt nach Honolulu.

Da meine Arbeit auf Maui beendet war, hielt mich eigentlich nichts mehr auf der Insel. Die nächste Schiffsverbindung mit der Hauptstadt Honolulu war außerdem, wenn ich nicht in dem gut acht Tagereisen Kanoefahrt entfernten Hilo auf Hawaii den Dampfer nahm, erst in drei Monaten zu erwarten - ich sagte also ja! Zum großen Leidwesen des guten Bruder Bernhard. Ich selbst bedauerte lebhaft, den treuen Begleiter meiner Irrfahrten, den Bruder Andreas, nicht mehr begrüßen zu können. Ich hinterließ ihm einen langen Brief, auf den ich später eine ausführliche Antwort erhielt, leider sah ich den lieben Menschen nie wieder. Es war von jeher mein Schicksal, daß ich von treuen Freunden, mit denen ich Not und Gefahr, Freude und Leid teilte, auf immer verlieren mußte.

Siebentes Kapitel.

In Oahu, richtiger in der Hauptstadt Honolulu, fand ich eine ganze Anzahl von Briefen. Meine amerikanischen Auftraggeber wünschten einen Besuch der Kurilen und der Halbinsel Kamtschatka. Deutsche Gesellschaften boten mir eine Reise durch Neuseeland an. Familienbriefe riefen mich nach Hause. – Wenn es nach meinen freien Entschlüssen gegangen wäre, hätte ich alle drei Vorschläge angenommen. Den Vorrang hatten allerdings die Amerikaner, und so beschloß ich denn, deren Auftrag zunächst auszuführen.

Die Jahreszeit vergißt man leicht in den Ländern ewigen Frühlings. So fiel mir erst auf der Agentur der Dampfergesellschaft ein, daß möglicherweise ein Besuch der Kurilen für dieses Jahr ausgeschlossen sei. Wir waren zwar erst im Juni, aber dennoch konnte es Herbst werden, bis ich nach Petropawlowsk kam. Dann aber friert das Meer dort oben bald zu, und ich mußte mit einer mindestens halbjährlichen Gefangenschaft im winterlichen Sibirien rechnen. – Das mußte überlegt werden.

»Sie haben noch acht Tage Zeit!« rief mir der Agent der Kanadisch-Australischen Dampferlinie nach. »Der Dampfer nach Vancouver bleibt aber nur wenige Stunden hier. Sie müssen pünktlich sein!«

»Wenn ich nun über Japan reiste?« fragte ich, da mir der strenge Winter doch ein wenig Unbehagen einflößte.

»In drei Tagen kommt der San Franzisko-Yokohamadampfer hier durch. Sie werden aber in Japan wie in Wladiwostok noch ungünstigere Verhältnisse antreffen. Die Verbindung mit den Kurilen ist eine sehr schlechte, und

classtests.com

Sie können oft wochenlang auf ein Boot warten, das Sie von Insel zu Insel bringt. Diese Reise kann dann aber Monate dauern. Von Vancouver fährt allmonatlich ein Frachtdampfer über Kamtschatka nach Japan. Auf dem werden Sie sicher Unterkunft finden.«

Ich belegte also einen Kajütenplatz, auf dem »Marama« nach Viktoria. Die Wartezeit benutzte ich zu einem Ausflug in das Innere der Insel Oahu.

Auf Oahu, der Königsinsel, tritt europäische Kultur in den Vordergrund. Straßenlaternen, Zollwesen, Polizei, Militär und die Schattenseiten der Zivilisation drängen sich in Honolulu dem Besucher unangenehm auf. Sogar eine Art Meldewesen war kürzlich eingeführt worden. Es hing mit politischen Ränken zusammen. Der braune König Kalakaua sollte durch die Prinzessin Liliokalani gestürzt werden. Den einen stützten die Amerikaner, die Dame sollte japanische Unterstützung haben. Unter solchen Umständen sah ich von dem geplanten Besuche der beiden hohen Persönlichkeiten ab, obgleich der König mich schon in seine Sommerresidenz und seine kühne Gegnerin nach deren Landsitz in Ainahau »befohlen« hatten.

Ich mietete mir einen Diener und machte einen Ausflug in das Innere der Insel. Das berühmte Nuuanutal, berühmt durch eine blutige Schlacht des früheren Königs Kamehameha gegen seine Landsleute, zog mich an. Man erzählte viel von der eigenartigen Schönheit des Tales, besonders von einem Felsen Pali, und den wollte ich meinen Reiseerinnerungen noch einverleiben. Glaubte ich doch damals, diese Inselgruppe nie wiederzusehen. Und doch führte mich achtzehn Jahre später das Schicksal noch einmal in die Sandwichgruppe – leider, möchte ich fast ausrufen. Denn alles das, was mich ehedem so angeheimelt, war verschwunden. An Stelle des urwüchsigen Landes fand ich Eisenbahnen, Telegraphen, amerikanische Kriegsschiffe, Automobile und prächtige Luxushotels. Der Amerikaner war Herr der Inseln und hatte seine neue Kultur dorthin verpflanzt ...

Das Nuuanutal präsentiert sich als ein weiter Schlund. Vom Meere aus glaubt man in einen dichten Wald eindringen zu müssen, so eng bewachsen sind die Gärten der wenigen Eingeborenenhäuser, die man hier antrifft. Gar bald sieht man sich jedoch vor grünen, jähen Felswänden, an denen hinaufzuschauen man schon schwindelig werden konnte. Der Weg wurde hier sehr mühsam. Große Steine lagen zerstreut über dem spärlichen Graswuchs. Die Hitze machte sich unangenehm fühlbar, und ich bereute schon, diese an sich reizlose Gegend aufgesucht zu haben.

Mein Diener, ein französisch redender Kanake, erwies sich als ein echter Französling. Er schwätzte unausgesetzt, wollte jede Höhe, jeden größeren Stein kennen und mit einer historischen Begebenheit in Zusammenhang bringen und unterließ es nicht, stets seinen hohen Mut zu preisen. Er sollte bald Gelegenheit haben, ihn zu beweisen.

Das Tal wurde romantisch. Hohe Felswände starrten schroff in den Äther. An fast jede dieser rauhen Wände knüpfte sich eine Episode aus dem großen Kriege. Die Überlieferung berichtet, daß dort über dreitausend Mann durch den Sturz aus der Höhe einen gräßlichen Tod erlitten. Am Ausgange des Tales, das vom Meere aus bis zu etwa vierhundert Meter ansteigt, befindet sich der Pali, ein mächtiger Felsblock, dessen Gipfel ein hoher Zacken krönt, der große Ähnlichkeit mit dem Ettaler Mandl in den bayerischen Vorbergen hat. Diesen Berg, der mir einen Überblick über den ganzen Südteil der Insel versprach, beschloß ich zu besteigen.

Während der letzten halben Stunde hatten sich zwei Individuen in unserer Nähe bemerkbar gemacht, die dem äußeren Anscheine nach aus irgendeinem sichern Gewahrsam entsprungen sein mußten. Europäisch, aber zerlumpt gekleidet, jeder mit einem langen Küchenmesser ohne Scheide bewaffnet, strichen sie suchend durch die Büsche. Als sie uns zuerst sahen, blieben sie betroffen stehen. Sie erkannten jedoch bald, daß ich mich nicht auf der Suche nach ihrer werten Persönlichkeit befand. Und daraus wollten sie anscheinend Kapital schlagen.

Mein Diener, der unter dem Gewicht des Rucksackes keuchte, war etwa fünfzig Schritte hinter mir, als wir den Anstieg auf den Pali begannen. An ihn machten sich die Kerle mit der Frage nach dem »nächsten Wege zur Küste«. Ich hörte das mit unterdrückter Stimme geführte Gespräch und blieb stehen, um den Diener zu erwarten. Eigentlich aber, um zu sehen, ob der etwa mit den Dunkelmännern in Verbindung stand. Die Umgebung von Honolulu war damals schon so berüchtigt wie heute. – Ein Gebüsch verbarg mir die drei Personen, ein Gemurmel sagte mir aber, daß sie sich in einer Unterhaltung befanden.

Im Begriff den Weg zurückzukehren, um die Besprechung der drei kurz abzuschneiden, öffnete sich das Buschwerk, und mein Kanake erschien mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

»Was wollten die Menschen von dir?«

»Sie gaben an, sie seien Matrosen und hätten sich verirrt. Sie fragten mich nach dem Wege zur Stadt.«

»Sonst sagten sie nichts?«

Meine erzürnte Miene und mein unabsichtlicher Griff nach dem Revolver jagten dem Diener sichtlich Schrecken ein. Er zögerte mit der Antwort. Dann aber besann er sich doch wohl und erwiderte:

»Sie wollten wissen, wohin der Herr ging, ob er über Nacht ausbliebe und ...«

classtests.com

»Und – was?«

»Und – ob ich viel Geld bei dem Herrn gesehen hätte!« kam es sprudelnd heraus. Ungefragt fügte er noch hinzu:

»Ich kenne die Männer. Sie sind oft nachts in Honolulu und haben dann viel Geld in den Taschen.«

»Fürchtest du, daß sie uns belästigen werden?«

»Ich vermute es, denn der eine, der größere, machte dem andern eine Bemerkung in einer fremden Sprache, die jener mit einem merkwürdigen Blick auf mich beantwortete. Oh, Herr, ich glaube, die Männer wollen uns töten.«

»So, so! Und du glaubst, das ginge so einfach? Dazu müßten uns die Kerle doch erst einmal in der Gewalt haben.«

»Oh, Herr, von den Felsen hier ist schon mancher abgestürzt, wenn man uns morgen in einer tiefen Schlucht findet ...«

»Rede nicht so viel, Mann! Vorwärts, lasse uns den Weg fortsetzen und behalte die Augen offen, wenn du etwas Verdächtiges siehst, sage es mir.«

Der Pfad, der offensichtlich viel begangen wurde, wand sich am Ende des Tales durch ein dichtes Guiavengebüsch in langen Schleifen aufwärts. Für die nackten Sohlen der Kanaken war das jedenfalls der einzig mögliche Weg. Mein Diener und ich trugen jedoch Lederschuhe, und diese erlaubten uns, in einer der Runsen, in denen leichtes Geröll aufgeschichtet lag, einen, wenn auch steileren, so doch bedeutend näheren Weg einzuschlagen.

Nicht ohne reichlichen Schweißtribut erreichten wir so in ganz kurzer Zeit den Rücken, auf dem der Pali domartig aufsitzt. Zu unsern Füßen lag die grüne Schlucht, in der wir die ausgedehnten Schleifen des Pfades genau verfolgen konnten. Von den beiden Vagabunden hatten wir nichts mehr gesehen.

Wir saßen auf einem größeren Blocke und ließen uns die mitgenommenen Eßwaren munden. Zu unserm Abendessen wollte ich mir eine der hier zahlreich vorkommenden Ziegen schießen, und ich gab daher stillschweigend zu, daß mein Kanake durch die Entwickelung eines übergroßen Appetites das Gewicht des Rucksackes schon vor der Zeit gründlich verringerte. Unterdessen waren unsere Augen nicht müßig. Unablässig spähten wir in den Wänden neben, über und unter uns nach Wild aus. Lange indessen vergeblich. Die Berge schienen wie ausgestorben. – Endlich drückte der Kanake meinen Arm und deutete auf einige helle Punkte, die seitwärts tief unter uns über den Pfad wechselten. Ich erkannte Ziegen, die, gemächlich weidend, zu uns hinauf zu kommen schienen.

Ich maß die Entfernung. Sie war für einen sichern Schuß noch zu groß. Eben suchte ich nach meinem Fernglas, als die Tiere plötzlich stutzten. Ein heller Schrei drang herauf, und wie der Wind stoben sie auseinander. Dann erschienen zwei Gestalten an der Stelle. Unsere Vagabunden!

»Die haben es nicht eilig, zur Küste zu kommen,« sagte ich zu meinem Begleiter und deutete auf die unschlüssig an der Wegebiegung haltenden Männer.

Der Kanake verfärbte sich leicht. Dann sagte er mit unsicherer Stimme:

»Es scheint fast, als ob sie uns erwarteten. Sie können ja nicht wissen, daß wir von dem Pfade abgebogen sind.«

Ich lachte über diese Antwort.

»Lieber Freund, ich will dir etwas sagen. Ich habe ein gutes Gewehr und einen guten Revolver. Mit dem halte ich mir nicht nur die Vagabunden vom Leibe, sondern auch die, die zu ihnen halten. Merke dir das! Ich pflege auch schon bei der ersten verdächtigen Bewegung zu feuern. Und ich warte auch nicht, bis man mir dicht auf den Leib rückt ...«

»Oh, Herr, ich werde Euch mit meinem Körper decken, wenn die Leute heraufkommen sollten ...«

»Lasse nur alle schönen Reden, guter Freund. Sage mir vielmehr, für was du den grauen Schatten hältst, der dort drüben in den Felsen herumzieht. – Dort, unterhalb des Wasserfalles!«

Mit meinem Fernglase konnte ich nur die langsame Ortsveränderung eines Schattens feststellen. Der Kanake aber hatte scharfe Augen.

»Das ist ein Mann!« sagte er. »Er klettert dort hinauf, um zu trinken.«

»Wenn er nur ein wenig mehr in das Licht ginge! Glaubst du, daß der zu den beiden andern gehört?«

Lange betrachtete der Kanake den Mann. Es hatte tatsächlich den Anschein, als ob er den Wasserlauf ersteigen wollte, um zu trinken. Er näherte sich der Stelle mit einer gewissen Hast. – Als er eben an dem Orte angelangt war, glitt die Sonne hinter dem Pali hervor und beleuchtete grell die Gestalt. – Wie aus einem Munde, riefen wir:

»Ein Weißer!«

Und nun tauschten wir unsere Bemerkungen über das aus, was ich im Fernglase und der Kanake mit bloßem Auge sah.

classtests.com

Der Mann dort drüben war ein Besucher der Schlucht, wie ich. Seine Kleidung deutete auf den Europäer der besseren Klasse. Wie er auf die andere Seite kam, ließ sich natürlich nicht feststellen. Die Art, wie er kletterte, deutete aber auf große Übung im Gebirge, und der Schluß lag nahe, daß er einen Abstieg vom Pali abseits des gewohnten Pfades gesucht hatte.

Als ich zufällig in das Tal hinunterblickte, sah ich, daß auch die Vagabunden den Mann bemerkt hatten. Sie sprachen eifrig miteinander, und aus den Gesten schloß ich, daß sie auch jenen »nach dem Wege« zu fragen beabsichtigten. Immerhin gaben sie die Hoffnung, mich doch noch auftauchen zu sehen, nicht auf, denn ihre Köpfe drehten sich spähend den Pfad entlang, auf dem wir, nach ihrer Meinung, erscheinen mußten.

Der Fremde drüben hatte mittlerweile seinen Durst gestillt und begann den Abstieg. Es mußte ein schwieriges Stück Arbeit sein, denn er suchte mit den Füßen lange nach einem Halt, bevor er den Tritt weitersetzte. Von unserm hohen Stande aus konnten wir sowohl die Vagabunden als auch den Fremden gut beobachten.

Die beiden zweifelhaften Gesellen schienen endlich das Warten auf uns aufzugeben. Der eine warf sich mit einer unwilligen Geberde seitlich in die Guiaven und entschwand unsern Blicken. Sein Kumpan blieb noch einige Augenblicke stehen, sah gespannt den Pfad hinab und folgte dann dem vorangegangenen.

Der Fremde näherte sich einer Stelle oberhalb der Waldgrenze, an der er anscheinend sein Gepäck niedergelegt hatte, wir sahen, wie er sich an seinem Tragsack beschäftigte und wie er dann eine Zigarre anzündete. In aller Gemütsruhe ließ er sich nun auf die Platte nieder und hielt Umschau über die Schlucht.

»Wenn der Mann gute Augen hat, muß er uns sehen,« sagte ich. »Wir sitzen in gleicher Höhe, und die Entfernung wird kaum zweihundert Schritte betragen.«

»Wir können ihn ja rufen!« erwiderte der Kanake, indem er Miene machte, sich zu erheben.

Ich fuhr ihm schnell mit der Hand auf den Mund:

»Du gibst keinen Ton von dir, Bursche. Willst du vielleicht den beiden Vagabunden ein Zeichen geben, he?«

»Aber gewiß nicht, o Herr. Ich will im Gegenteil den Mann da drüben warnen, damit er sich vor einem Überfall schützen kann.«

»Dafür sorge ich schon. Sobald ich merke, daß sich die Vagabunden in verbrecherischer Absicht an den Fremden heranmachen, schieße ich sie nieder. Das hilft mehr als eine Warnung. – Übrigens tauchen sie dort schon auf! – Schau, der Fremde hat sie gesehen. Er redet mit ihnen.«

In der Tat standen die beiden Vagabunden wenige Schritte unterhalb des Fremden auf dem kahlen Hang und sprachen mit diesem. Man sah, wie letzterer abwehrende Handbewegungen machte und die Füße beiseite zog, um sich aufzurichten. – Einer der beiden Strolche begann den Hang hinaufzuklettern. Er rutschte jedoch wieder ab und stieß einen Fluch aus, den das Echo zu uns herübertrug. Der zweite konnte besser klettern. Er stieg langsam aufwärts und strebte dem Sitze des Fremden zu, der nun aufstand und seinen Bergstock gegen den zweiten schwang.

Ich hielt es an der Zeit, einzugreifen. Ich erhob mich, zielte auf einen Baum, der dicht neben dem abgerutschten Strolch stand, und feuerte. Ein niederflatternder Zweig sagte mir, daß ich die Entfernung richtig berechnet hatte.

Die Wirkung meines Schusses auf die drei Personen war eine verschiedene. Der Fremde sprang auf, sah sich suchend um, und, als er mich entdeckte, winkte er eifrig, indem er in das Buschwerk zu seinen Füßen deutete. Dort verschwand der eine der Banditen eben zwischen den Guiaven. Der andere, jener, der den offenen Angriff unternommen hatte, gab jedoch kein Fersengeld. Wir sahen deutlich, wie er sich an die Steine schmiegte und sich so unsichtbar wähnte. Er wollte offenbar seine Beute noch nicht fahren lassen.

Der Fremde schulterte seinen Sack. Dann stieß er seinen Bergstock in das umliegende Gestein und schickte sich an, den gefährlichen Aufstieg zu der Quelle nochmals zu unternehmen. Ich rief ihn an. Eine Verständigung war ziemlich leicht, weil die Wände der Schlucht den Schall hin und her trugen.

»Wohin, Fremder?« fragte ich in englischer Sprache.

»Zur Küste und zur Stadt! Ich muß oben über die Felsen, weil ich ohne Waffen bin,« lautete die Antwort.

»Sind die Vagabunden noch dort?«

»Einen sehe ich. Der andere wird nicht weit sein!« scholl es zurück.

Natürlich verstanden die Wegelagerer jedes Wort unserer Unterhaltung. Ich beschloß, sie einzuschüchtern.

»Zeigen Sie mir die Stelle, wo der Bandit liegt, ich werde ihn erschießen,« rief ich.

Die Wirkung war überraschend. Bevor der Fremde noch ein Zeichen geben konnte, erhob sich der Bandit. Eine

classtests.com

Sekunde lang sah ich seine Gestalt, dann brachte ihn ein großer Satz in das schützende Dickicht in Sicherheit.

Lachend rief ich dem Fremden zu:

»Gehen Sie jetzt durch das Tal zu uns herüber. Wenn Sie immer oberhalb der Büsche bleiben, kann Ihnen nichts geschehen. Sobald ich bemerke, daß sich in den Guiaven etwas bewegt, feuere ich.«

»Vielen Dank, Fremder!« klang es herüber. Vorsichtig glitt der Mann in das unter ihm befindliche Geröll und bald sah ich, wie er mit raschem Schritt dem Ende des Tales zustrebte, von wo er leicht auf den kahlen Teil des Pali gelangen konnte. Dort war er vor jeder Verfolgung sicher. Die Wände sahen ganz danach aus, als ob sie an ihren Bezwinger große Anforderungen stellen würden.

Dieser Zwischenfall verursachte natürlich eine Veränderung in meinem Stundenplane. Ich sah ein, daß eine Ersteigung des Pali vor Einbruch der Dunkelheit nicht möglich war und beschloß daher in einem alten Rancho, dem Überbleibsel einer früheren Hütte, die Nacht zu verbringen. Sehr zum Mißvergnügen meines Dieners, der mit allen Mitteln versuchte, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Oben auf dem Pik sei man viel besser aufgehoben, auch sei man dort vor Überfällen seitens der Räuber besser geschützt. Ich ließ ihn reden. Dann antwortete ich ihm:

»Spare deine Worte, Bursche. Ich bleibe hier, denn ich habe nicht die mindeste Lust, von den Wänden in die Tiefe gestürzt zu werden, wie einst unter dem großen Kamehameha tausende deiner Landsleute. Ich weiß mich gegen Gesindel zu schützen. Sollte es einem der Burschen einfallen, an unser Feuer zu kommen, so ist er ein toter Mann – und du wahrscheinlich auch.«

»Aber Herr,« jammerte der Kanake, »ich habe doch keine Schuld, daß die Männer uns verfolgen. Ich kenne sie gar nicht.«

»Um so besser für dich, Bursche. Jetzt bringe Holz her, daß wir uns ein Feuer für die Nacht anzünden können.«

Zögernd gehorchte der Diener. Bei jedem Schritt, den er in den Baumwald hinunter machen mußte, sah er sich um. Sichtlich erwartete er die Banditen irgendwo auftauchen zu sehen.

Mir ging es nicht besser. Auch ich hielt fleißig Umschau. Selbst während des Essens ließ ich den Revolver am Handgelenk hängen. Kurz vor Sonnenuntergang stieg ich noch einmal bis zu einer bewachsenen Runse hinab, um die Feldflaschen zu füllen. Rings um mich her herrschte feierliche Ruhe. Das Schweigen der Natur beim Scheiden des Tagesgestirns. Das leise Plätschern der feinen Wasserader war das einzige Geräusch, das sich in den fernen Donner der Brandung um die Korallenriffe mischte.

Eine kleine Weile ließ ich die wohltuende Stille auf mich wirken. Die Vorgänge des Tages hatten mein Blut doch heftiger durch die Adern getrieben, und eine innerliche Unruhe zwang mir ein öfteres Aufhorchen nach unbekannten Geräuschen ab. - Eigentlich geht einem Menschen meines Berufes das Gefühl beständiger Wachsamkeit derart in Fleisch und Blut über, daß er sich fest darauf verlassen kann, bei jeder nahenden Gefahr, bei dem geringsten ungewöhnlichen Laute aus selbst festem Schlafe geweckt zu werden - unser innerer Mensch, das zweite Ich, sorgt dafür - immerhin aber sucht man sich bei voraussichtlich eintretenden unliebsamen Begegnungen frühzeitig zu schützen. Diesmal schien jedoch jeder Versuch eines Überfalles seitens der Banditen aufgegeben zu sein. Nichts deutete auf das Nahen eines Lebewesens.

Oder doch?

Ein kleiner Stein kollerte seitlich an den Wänden hinunter. Erst langsam, dann hüpfte er in immer größeren Sätzen, wie ich aus dem Aufschlagen entnehmen konnte, in die Tiefe. Gleich darauf noch einer. Dieser an sich natürliche Vorgang erschien mir verdächtig. Ein von ungefähr losbrechender Stein wäre bei dem Neigungswinkel der Wand nicht so abgestürzt wie dieser. Und selbst den Zufall bei dem ersten zugegeben, der zweite wäre nicht auf dieselbe Weise in die Tiefe gesprungen. Also mußte eine fremde Kraft in der Nähe tätig sein. Aber was?

Regungslos verharrte ich in meiner Stellung.

Durch die Büsche und den Einschnitt gedeckt, konnte ich den Rücken des Berges bis zu unserm Lager überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Die langen Strahlen der Sonne glitten noch über die oberen Wände des Pali, während die Schatten der Nacht bereits über das Tal gebreitet lagen. Am Feuer hantierte der Diener.

Lange regte sich nichts mehr. Der Mensch oder das Tier, das dort in dem Strauchwerk neben mir verborgen lag, mußte recht geduldig sein. Daß es ein Lebewesen sein mußte, stand fest bei mir.

Mit der wachsenden Dunkelheit erhob sich der Wind. Er blies vom Meere her über den Sattel gerade auf mich zu. – Ich frohlockte. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob mein unsichtbarer Nachbar ein Mensch oder ein Tier war. In letzterem Falle trug der Luftzug dem Tiere meine Witterung zu, und dann ergriff es bestimmt die Flucht. –

classtests.com

Nichts dergleichen geschah. Tiefe Stille umgab mich. Und doch wußte ich, daß dort fünf Meter von mir ein Mensch hockte, der mir feindselig gesinnt war. Ich mußte die Spannung lösen. In aller Ruhe sagte ich, so als ob ich den Menschen vor mir sähe:

»Nun mache, daß du weiter kommst, Bursche. Ich habe es jetzt satt. In dem Augenblick, wo der letzte Sonnenstrahl vom Pali verschwindet, bist du ein toter Mann. Du weißt, daß ich schießen kann.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen, daß ich dem maßlosen Erstaunen des Menschen zuschrieb, der von meiner Anwesenheit keine Ahnung hatte. Das nicht mißzuverstehende Geräusch beim Aufziehen des Hahnes an der Waffe rief ihn jedoch rasch in die Wirklichkeit zurück. Mit einem schauderhaften Fluche sprang neben mir ein Mann bergabwärts und rannte, wie ich aus dem fallenden Gerölle schloß, in großen Sätzen davon. Teils, um ihm Beine zu machen, teils in der Absicht, dem Fremden unsere Nähe zu melden, feuerte ich einen Revolverschuß ab, der sich vielfältig im Tale brach. Dann ging ich zum Lager zurück.

Der Kanake hockte neben dem Feuer und rauchte. Merkwürdigerweise stellte er keinerlei Fragen nach der Bedeutung des Schusses oder nach der Ursache meines Sprechens, das er gehört haben mußte. - Ich beschloß in dieser Nacht den Schlaf nur vorzutäuschen.

Eine Stunde lang saßen wir schweigend und rauchend am Feuer. Dann schob ich ein paar dicke Klötze in die Glut, wickelte mich in meine Decke und legte mich in die innerste Ecke der Hütte, dort, wo diese an den bewachsenen Felsen stieß und einen breiten Spalt zeigte. Ich forderte den Kanaken auf, ein Gleiches zu tun.

»Ich will lieber wachen, o Herr,« antwortete er.

»Die Berge sind hier oben unsicher, und es wäre mir leid, wenn dem Herrn etwas zustieße.«

»Wenn dich sonst nichts abhält, dann lege dich nur ruhig hin. Uns überfällt man nicht, und wenn schon, dann tut mir der andere leid.«

»O Herr, Sie kennen die Kanaken nicht ....«

»Vielleicht besser, als du glaubst! Lege dich nur ruhig nieder. Der erste, der auf Schußweite an unser Lager kommt, hat die Folgen zu tragen. Ich sehe alles, auch wenn ich schlafe. Sonst wäre ich nicht so ruhig.«

Die letzten Worte machten ihn unschlüssig, wenn er böse Absichten gehabt haben sollte. Er trat wortlos an die andere Seite der Hütte und legte sich dicht an die Glut. Da er keine Decke besaß, war das nicht auffällig. Ich wußte aber, daß er mich dann besser beobachten konnte.

Kein Laut mischte sich in das ewig gleichmäßige Rumoren des brandenden Meeres. Taktgleich, in regelmäßigen Zwischenräumen die Luft ausstoßend, atmete ich in der unbewußten Art des Schlafenden. Durch die halbgeschlossenen Augenlider bemerkte ich schon seit einigen Minuten, wie mein Nachbar sich scheinbar absichtslos hin und her wälzte. Nach einer Weile hob er den Kopf und blickte angestrengt in die dunkle Ecke, die meinen Körper nur in undeutlichen Umrissen wiedergab. – Als mein Atmen keine Unterbrechung erlitt, wurde der Kerl dreister. Er erhob sich und fragte leise:

»Hören Sie nichts, Herr?«

Zweimal wiederholte er die Frage. Als auch dann die Antwort ausblieb, stand er leise auf, spähte einige Male um sich und verschwand in der Dunkelheit.

Seine Schritte waren noch nicht verhallt, da glitt ich hinten durch den Spalt in die Büsche und harrte der Dinge, die nun kommen mußten.

Ich brauchte nicht lange zu warten.

Vorsichtig kroch eine Gestalt auf die Hütte zu. Das matte Sternenlicht erlaubte mir nicht, den Menschen zu erkennen. Nur der sich verdunkelnde Glanz des Bodens deutete die Bewegung an. Dann wuchs ein schwarzer Schatten rasch in die Höhe. Ein Blinken – ein Sprung ...

Da donnerte mein Schuß in die Nacht und weckte ein hundertfaches Echo in dem Tale. Ein lauter Schrei folgte. Ein Stöhnen – und als ich mich aus meinem Versteck wieder durch den Spalt in die Hütte schob, fand ich diese leer!

»Wie? Gefehlt? Auf sechs Schritt – unmöglich!«

Ich machte Licht. In meinem Rucksack stak das lange Messer des Banditen, von ihm selbst keine Spur. Und doch! – Blutstropfen hingen in dem spärlichen Grase. Da das trockene Zitronenholz nicht Licht genug verbreitete, um die nächste Umgebung zu erleuchten, legte ich einige am Tage gesammelte Früchte des Lichtnußbaumes (*aleurites triloba*) auf meinen Becher und zündete sie an. Sie qualmten schrecklich, erleuchteten jedoch die Umgebung so weit, daß ich mich davon überzeugen konnte, daß der angeschossene Bandit nicht in der Nähe war.

classtests.com

Beruhigt kehrte ich auf mein Lager zurück. Um mich wach zu halten, trank ich die Flasche kalten Tee aus, die ich stets mit mir führte. Der angenehme Trunk machte mich frisch und ließ mich über das Kritische meiner Lage weniger ernst denken. Meine Gedanken wurden auch von dem eben Vorgefallenen durch Geräusche abgelenkt, die sich irgendwo in der Umgebung aufdrängten. Sie zu unterscheiden, war mir nicht möglich. Einmal glaubte ich, eine Herde wilder Schweine wühle sich durch die Büsche, dann wieder schien es mir, als ob Menschen heranschlichen und sich mit gedämpfter Stimme unterhielten.

Beide Annahmen waren gerechtfertigt. Als ich eben den über die Berge lugenden Mond begrüßen wollte, knackte es in dem Rücken der Hütte. Gleichzeitig erschien eine dunkle Gestalt vor dem Feuer und schrie mit vor Angst zitternder Stimme:

»Polizei – Hände hoch!«

»Halloh – kommt heran!« rief ich zurück.

»Haben Sie Waffen?« lautete die Gegenfrage.

»Na - Sie werden doch einen Europäer nicht für so dumm halten, daß er ohne Waffen in euerm gesegneten Oahu spazieren geht!«

»Waffen sind verboten. Sie müssen sie abliefern!« lautete es zurück. In demselben Augenblick erschienen vier Polizisten im Gebüsch hinter meinem Rücken, während sich weitere zwei neben den Sprecher schoben.

»Jeder Widerstand ist zwecklos - ergeben Sie sich!« sagte der Anführer der Schar, indem er sich um einige Schritte weiter vorwagte.

Ich mußte über diese Feigheit lachen.

»Mann, machen Sie sich nicht lächerlich. Legen Sie den Revolver weg Und setzen Sie sich zu mir. Ich werde Ihnen zu einem guten Fange verhelfen."

Meine überlegene Ruhe und der Umstand, daß ich keinerlei verdächtige Bewegung machte, gaben den beiden den Mut zurück. Der Leutnant, wie er sich nannte, ließ sich auf einen Stein nieder und verlangte meinen Bericht. Ich erzählte die ganzen Erlebnisse des Tages und der Nacht. Den Angriff auf den Fremden und das Verschwinden meines Dieners.

»Wie sahen die beiden Vagabunden aus?« fragte er, als ich geendet hatte.

»Schmutzig, verkommen, die echten Verbrechertypen.«

»Farbige oder Weiße?«

»Ein Kanake kann gar nicht so schmutzig aussehen. Die Kerle können nur weggelaufene Matrosen sein und dann nur Engländer. Kein anderer Seemann läßt sich so herunterkommen!«

»Herr – auch ich bin Engländer!« rief der Leutnant mit drohender Stimme.

Die passende Antwort unterdrückte ich. Ich sagte nur:

»Das ändert an meiner Meinung nicht das geringste!«

»Und wo sind die Burschen zu finden?«

»Irgendwo hier im Tale,« gab ich zur Antwort.

In diesem Augenblick kollerten ein paar Steine von dem Abhange des Pali herunter. Wie von Nattern gestochen fuhr die ganze Gesellschaft in die Höhe. Die Gewehre im Anschlag traten die Polizisten in den Schatten der Hütte. Mit rauher Stimme fragte mich der Leutnant:

»Was ist das? Wer kommt dort?«

»Das weiß ich auch nicht, Herr Leutnant,« antwortete ich. »Wenn Sie aber nachsehen, werden Sie es bald wissen.«

»Nachsehen! – Daß uns die Strolche niederknallen!« flüsterte er.

»Unsinn! Dann werde ich selbst Umschau halten,« erwiderte ich, indem ich meinen Revolver nahm und ins Freie trat.

»Haltet ihn, Leute!« rief nun aber der Leutnant.

Doch die Kanaken zeigten mehr Mut als ihr englischer Anführer. Sie ließen mich gehen. Zwei Polizisten traten sogar mit ins Freie. Man hörte dort deutlich, wie ein eisenbeschlagener Stock auf den Stein aufsetzte. Und nun ahnte ich auch, wer sich dort oben befand.

»Halloh – Fremder, seid Ihr dort?« rief ich in englischer Sprache hinauf.

classtests.com

»Halloh!« hallte es zurück. »Kann ich hier gefahrlos absteigen?«

Einer der Polizisten antwortete für mich:

»Ja, kommen Sie nur, der Abhang ist ganz ungefährlich.«

Nach kurzer Zeit landete vor unserer Hütte jener Mann, den ich tags zuvor von den Strolchen befreit hatte. Er war Schwede und besuchte die Insel als Tourist. Nach einigen erklärenden Worten gab der Ankommende seinerseits dem Leutnant eine eingehende Schilderung des Vorfalles. Auch er vermutete in den Vagabunden englische Matrosen.

Aus leicht begreiflichen Gründen war dem Leutnant diese so oft wiederholte Identifizierung jener Banditen mit Engländern nicht angenehm. Es war auch nicht zu verkennen, daß die Kanaken-Polizisten die Worte mit heimlicher Freude aufnahmen. Der Herr hielt es daher für ratsam, den Besuch abzubrechen und sich seiner Aufgabe weiterhin zu widmen.

Um den Sonnenaufgang nicht zu versäumen, beeilte auch ich mich, an mein Ziel zu gelangen. Des herrlichen Schauspieles wegen hatte ich ja diese ereignisreiche Reise unternommen. Der Schwede begleitete mich, Leider erreichten wir den eigentlichen Pali, den gewaltigen Zahn, der dem Berge aufgesetzt ist, nicht mehr. Aber auch von der Plattform aus genossen wir den so oft schon beschriebenen Aufstieg der Sonne aus den Fluten des Weltmeeres. Wir bewunderten das erste Erscheinen der goldigen Fühler auf den Bergeshöhen. Wir verfolgten das plötzliche Erwachen des Lebens in den Wäldern und auf der weiten, wellenförmigen Ebene. Das plötzlich in funkelndem Sprühregen leuchtende Riff und der gleißende Strand der vielen kleinen Eilande entlockten uns laute Rufe des Entzückens. Mit einem langen Blick auf das in flüssigem Golde erscheinende Weltmeer verließen wir endlich unsern erhabenen Stand und stiegen in das Tal hinab. Hunger und das Bedürfnis nach frischer Wäsche und einem kühlen Bade beflügelten unsere Schritte.

Als wir uns den ersten Hütten an der Mündung des Nuuanutales näherten, erblickten wir vor uns einen größeren Menschenauflauf. Es war unser Leutnant mit seinen sechs farbigen Polizisten, die einen verwundeten Verbrecher auf einer Bahre mit sich führten. Hinter der Tragbahre schritt, mit Ketten gefesselt, - mein Diener! Das war der Fang, den die Polizei auf ihrer Streife gemacht hatte, und sie war nicht wenig stolz darauf. – Um den Nimbus nicht zu zerstören, verbot mir der Leutnant jedes Wort an den Gefangenen. Erst als ich mich am nächsten Tage freiwillig beim Gericht meldete, konnte ich meinen Diener befreien. Der arme Teufel gab an – und das wurde ihm auch geglaubt –, er habe nicht anders handeln können: Er wohne am Platze und sei der Rache der Banditen verfallen, wenn er sich gegen diese gewandt haben würde.

Mit diesem Besuche der Insel Oahu beendigte ich meine Studienfahrt durch das Reich Kalakauas. Man erzählte mir zwar noch Wunderdinge von der östlichsten und ältesten Insel der Sandwichgruppe, von Kauai, aber die Zeit war mir zu knapp geworden. Mich drängte es weiter. Heute bin ich froh, daß ich die Inseln noch in ihrer Ursprünglichkeit kennen lernte. Wer jetzt diese herrlichen Eilande besucht, findet überall höchste Kultur. Mich überschlich ein stilles Bedauern, als mich ein hochmoderner Luxusdampfer achtzehn Jahre später wieder nach Maui und Hawaii brachte. Automobile mit elegant gekleideten Amerikanerinnen beleben die Kunststraßen, die der nie rastende Arbeitsgeist der Yankees durch das Innere zog. Auf den Pali führen gutbewachte Straßen. In der ehemals idyllisch einsamen Waikikibucht erheben sich große Hotels, und das Lärmen der Badenden und der Golfspieler bricht sich in den wohlgepflegten Wäldern. Überall auf den Inseln finden wir europäischen Luxus. Die Sandwich-Inseln sind der »Fremdenindustrie« dienstbar gemacht. Eisenbahnen bringen den Reisenden mühelos in die Gegenden, die ich unter den größten Gefahren und Strapazen besuchte. Sogar am Krater Kilauea, an der Stelle, an der ich einst mit Pater Stapelfeldt im Freien nächtigte, fand ich ein großes Luxushotel. Und als ich wiederum meine Schritte zum Halemaumau lenkte, fand ich selbst den Feuersee verändert. Seit 1895 hat sich die glühende Lava plötzlich zurückgezogen und der Rand des wunderbaren Sees ist in die Tiefe gestürzt. Heute sieht man nachts durch die Risse leuchtende flüssige Lava scheinen. An den Spalten stehen täglich Weltreisende und – lassen Ansichtskarten am heißen Schwaden des ewigen Feuers bräunen, um sie an Freunde und Bekannte zu senden. – Nur der Mauna Loa und sein Krater Mokuaweoweo arbeiten in alter Regelmäßigkeit. Seine Rippen, aus erkalteter Lava, sind mächtiger geworden, sein Antlitz trotziger, wird er die Störung seiner Ruhe so stillschweigend hinnehmen?

Achtes Kapitel.

Der »Marama« erwies sich zwar als ein gutes Schiff, aber seine Führung konnte einen Vergleich mit deutschen Seeleuten nicht aushalten. Das Schiff fuhr beständig zwischen Vancouver und Sidney, also zwischen 48° nördlicher Breite und 35° südlicher Breite. Es durchmaß auf dieser Fahrt die beiden gemäßigten Zonen und den Tropengürtel. Der Kapitän und seine Mannschaft glaubten nun der Kälte im Norden durch heißen Brandy und der Hitze in den Tropen durch kalten Whisky am zweckmäßigsten abhelfen zu können. Diese gewissenhaft befolgte Kur äußerte sich

classtests.com

dementsprechend auch in ihren Folgeerscheinungen. Wirklich nüchterne Menschen der Besatzung sah ich während der zwölftägigen Reise nicht.

Kurz vor der Vancouver-Insel zwang uns dichter Nebel zu langsamer Fahrt. Diesem Umstand verdankte ich es, daß der monatliche Kamtschatkadampfer auslief, ehe unser Dampfer noch seine Anker warf.

Mißmutig über diesen unangenehmen Zwischenfall beriet ich mit dem Schiffsagenten, einem Deutschamerikaner.

»Drüben in Moderville liegt ein Segelschiff, die »Tacoma«. Wie mir der Kapitän heute früh mitteilte, wird er morgen nach Nikolajewsk in See gehen. Vielleicht setzt der Sie in Petropawlowsk ab.«

Ein Segelboot brachte mich an Bord. Kapitän Stevenson ging gern auf meinen Vorschlag ein. Er hoffte die Reise in sechs Wochen zurückzulegen, da er um diese Jahreszeit immer mit günstigem Winde rechnen könne. Vor Eintritt des arktischen Winters sei ich bestimmt an meinem Reiseziel.

Was es an guten Sachen für das leibliche Behagen gab, kaufte ich auf. Ebenso rüstete ich mich in bezug auf Kleidung für die kalte Witterung aus. Nachdem ich mich auch noch drahtlich mit Galveston verständigt hatte, fuhr ich an Bord. – Aus den Tropen, durch das Land des ewigen Frühlings in den arktischen Winter – in weniger als sechs Monaten!

Im Begriff, das Boot zu besteigen, trat ein Mitpassagier der »Marama«, ein Arzt Dr. Kennal an mich heran:

»Der Agent sagt mir soeben, daß Sie nach Sibirien hinüber wollen, und zwar mit einem Segler?«

»Ja – warum?«

»Wenn ich Ihnen raten darf, unterlassen Sie die Reise. Ich selbst war einmal in Petropawlowsk im Monat September. Ich mußte Hals über Kopf nach Wladiwostok flüchten, denn der Winter brach bereits mit voller Gewalt herein. Sie werden mit der »Tacoma« auch nicht vor September drüben ankommen.«

»Der Kapitän rechnet bestimmt darauf, noch im August in das Ochotskische Meer einzulaufen. Er hat Ladung für Nikolajewsk.«

»Wie Sie wollen. Ich hielt mich für verpflichtet, Sie zu warnen.«

»Herzlichen Dank, Doktor – auf Wiedersehen!«

Der Doktor blieb bei diesen letzten, gewohnheitsmäßigen Worten stehen.

»Hoffentlich bald!« rief er noch. Dann füllte sich das Segel meines Bootes, und wir steuerten Moderville zu. Daß meine Worte an den Doktor prophetische werden sollten, ahnte ich damals nicht. Ich sah ihn wieder.

Bald nach meiner Ankunft an Bord holte ein Schlepper die »Tacoma« in freies Wasser. Die Segel wurden gesetzt und hinaus ging es in die leicht gekräuselten Wogen des nördlichen Stillen Ozeans.

Ich freute mich, nach so langer Pause wieder einmal ein richtiges, großes Segelschiff unter den Füßen zu haben. Von Bord eines Seglers aus gewinnt das Meer einen ganz andern Anblick, als von einem Dampfer. Obwohl wir mit acht Meilen Fahrt die Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Frachtdampfers erreichten, fühlte ich mich hier viel inniger mit der See verbunden. Vielleicht trägt dazu das Gefühl bei, daß man in Lee des Seglers dem Wasserspiegel soviel näher ist; daß man das Leben im Meere soviel besser betrachten und beobachten kann, als von einem Dampfer. Die ewig arbeitende Schraube verjagt die Bewohner des Ozeans, die sich auf der Oberfläche tummeln, noch bevor sie der Fahrgast zu Gesicht bekommt. Das unter den geblähten Segeln wie ein großer Riesenvogel heranrauschende Segelschiff erschreckt die Tiere viel weniger.

Als wir einige Tage unter Nordkurs vor dem Winde hergelaufen waren, und auch die letzten Spuren einer Küste unter den Horizont tauchten, fragte ich mittags den Kapitän nach einer mir unerklärlichen, jedenfalls ungewöhnlichen Erscheinung:

»Warum haben Sie beständig drei Mann als Ausguck in den Masten, Kapitän Stevenson? Wir laufen hier doch keinerlei Gefahr vor unterseeischen Riffen.«

Der Gefragte blickte still lächelnd auf seinen ersten Steuermann. Dann antwortete er:

»Sie müssen es ja doch einmal erfahren. Mein Schiff ist in der Hauptsache ein Walfischfänger und Robbenjäger. Wir sind schon über ein Jahr unterwegs und haben in Vancouver unsere Ladung gelöscht. Da wir in dieser Jahreszeit im Behringsmeer kaum noch Wale antreffen, will ich ins Ochotskische Meer hinüber, um dort zu überwintern und Felle einzuhandeln. Ich habe Mehl- und Fleischladung für Nikolajewsk an Bord, die guten Preis erzielen wird.

»Aber, bester Kapitän, dann komme ich doch nicht rechtzeitig nach Kamtschatka, wenn Sie auf Wale kreuzen. Wir sind ja jetzt schon drei Breitegrade nördlicher als Kurs. Das hätten Sie mir doch sagen müssen.«

»Beruhigen Sie sich nur, lieber Doktor. Ich nütze die Brise aus und verliere darum doch keine Zeit. Sie kommen ganz

classtests.com

bestimmt zur rechten Zeit nach Petropawlowsk. Glauben Sie es mir.«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als dem Mann zu glauben. Jetzt war ich einmal an Bord, und ich mußte das über mich ergehen lassen, was der Kapitän zu tun für gut fand. Ich hatte wieder einmal einem englischen Seemann Vertrauen geschenkt, und dafür mußte ich büßen. Das war nur gerecht.

Wir liefen so weit nördlich, daß wir eines Tages im Südosten eine der Aleuteninseln sichteten. Aleutische Fischerfahrzeuge kreuzten unsern Kurs. Der Kapitän blieb aber bei seiner Versicherung, daß dadurch keine Verzögerung einträte. Er ließ mich aber von dem Tage an keinen Blick mehr in seine nautischen Karten tun.

An einem sonnigen Morgen hemmte ein Ereignis unsern Lauf.

»Ein Wal!« scholl es vom Ausguck auf der Bramrahe.

»Ein Wal!« wiederholte ein jubelnder Ausruf aus zwanzig Kehlen.

Nun kam Leben auf das Schiff. Ich war jetzt Nebensache. Überall stand ich im Wege, und obwohl ich selbst Seemann war und gern wieder mit Hand angelegt hätte, konnte man mich nirgendwo gebrauchen.

Das Schiff war wieder in seinem Berufe. Vergessen war der Fahrgast und sein Reiseziel. In ohnmächtiger Wut mußte ich zusehen, wie man alle Vorbereitungen zur Jagd auf den großen Speckträger traf und tagelang sich mit ihm abgab. Als er dann erlegt war, wurde das Schiff bis in seine innersten Winkel von dem entsetzlichen Geruch verpestet, den das Auslassen des Specks vor offenem Feuer auf Deck hervorruft.

Wer weiß, wie lange diese ekle Kocherei noch gedauert haben würde, an dem Wal hing noch gewaltig viel Fleisch, wenn nicht ein aufziehender Sturm die Mannschaft gezwungen hätte, die Reste des Tieres loszuwerfen und sich um ihr Schiff zu kümmern. Der Sturm blies aus Westen. Er fuhr plötzlich mit rasender Wut daher. Unter Blitz und Donner brachte er Schnee und Eis mit sich. Gleich die ersten Brechseen warfen die Kessel und Geräte über Bord. Nur mit großer Mühe gelang es den überraschten Leuten die Luken wieder zu verschalken und die letzten Fässer festzulaschen. Machte bisher der überall haftende Tran den Aufenthalt auf Deck unmöglich, so zwang mich jetzt der tobende Sturm, unter Deck zu bleiben. In den ersten Stunden leistete ich fachmännische Hilfe beim Bergen der Segel, später, als ich bemerkte, daß die Besatzung sich auf den Dienst wieder umgestellt hatte, blieb ich in der Kajüte und lauschte dem Tosen des Sturmes und der brüllenden See.

Meine Tischgenossen, Kapitän und erster Steuermann, ließen sich von jetzt ab nur auf Minuten blicken. Die Gefahr bannte sie an ihren Posten. Für mein leibliches Wohl sorgte der Koch, ein Norweger, der stets um mich herum war, um mir irgendeine Handreichung zu leisten. Dadurch drückte er sich von der Arbeit auf Deck.

Die Brigg sauste vor ihren Sturmsegeln mit ungeahnter Geschwindigkeit dahin – gen Osten! Bei Tage überschüttete uns die See mit gewaltigen Wassermengen, und in der Nacht überzog der eisig kalte Wind die Takelung und alle Gegenstände mit einer Eiskruste. Man konnte das Deck nur unter größter Lebensgefahr überqueren.

In der zweiten Nacht riß der Sturm die Leinwand in Fetzen. Bei den Versuchen, neue Segel anzubringen, verletzten sich einige Matrosen ziemlich schwer. Sie wurden zu mir hinuntergebracht und meiner Hilfe anvertraut. Einem der Männer war der Unterschenkel vollständig zersplittert. Knochen und Sehnen hingen vom Fleisch entblößt herab. Da eine sofortige Amputation notwendig wurde, ließ ich den ersten Steuermann, in dessen Verwahr der »Medizinkasten« sein sollte, herbeiholen. Anfangs ließ er mir sagen, er habe keine Zeit. Als ihm aber der Zimmermann und der Segelmacher, beides Amerikaner, ob dieser Gewissenlosigkeit etwas deutlich den Standpunkt klar machten, sandte er wenigstens den Schlüssel. Aber wie sah es in dem Kasten aus! Die paar Instrumente verrostet, die Säge noch mit den Spuren vom Blute eines vor langer Zeit vielleicht behandelten Unglücksmenschen behaftet, von den Medikamenten war nichts mehr vorhanden. Gestohlen oder verdorben ...

Zum Glück für den armen Kerl, der seine wahnsinnigen Schmerzen tapfer verbiß, hatte ich eine Reiseapotheke in meinem Gepäck. Zwar fehlten mir die zur Amputation notwendigen Instrumente, aber es gelang mir mit den wenigen, für Präparierungszwecke mitgeführten Messern, unter Beihilfe von Kameraden des Verunglückten, diesen von dem abgerissenen Fuße zu befreien und einen antiseptischen Notverband anzulegen. Die übrigen drei Matrosen erlitten schwere Quetschungen und Hautrisse, die ich, so gut es bei dem beständigen Rollen und Stampfen der Brigg gehen wollte, behandelte und vernähte. Kapitän und Steuerleute ließen sich während der mehrstündigen Behandlung der Verwundeten nicht blicken. – Echt englisch!

Mit dem neuen Tage steigerte sich wenn möglich noch die Wut des Sturmes. Das Schiff stampfte und schlingerte, als ob es in Stücks gehen wollte. Bald hob die See es himmelhoch auf einen Wogenkamm, um es im nächsten Augenblick krachend und stöhnend dreißig Meter tief in ein Wellental zu schleudern. Oft tauchten die Rahen ins Wasser, und das spiegelglatte Deck stand so schief, daß man sich an den Tauen festklammern mußte, um nicht über Bord gewaschen zu werden.

Nachts nahmen Sturm und See unsere Brigg wie einen Kork mit sich. Die Leeseite wurde in ihrer ganzen Länge unter

classtests.com

Wasser gedrückt. Ich saß mit Rücken und Knien festgeklemmt in der Kajüte und starrte mit einem bangen Gefühl auf das Barometer, das einen Tiefstand zeigte, wie ich ihn noch nie gesehen – und ich hatte doch schon schwere Orkane mitgemacht! Den eben eintretenden Koch veranlaßte ich, dem Kapitän von diesem Barometerstände Mitteilung zu machen. Er kam auch eiligst hinunter. Ich sehe noch, wie sich sein Gesicht verfärbte. Es wurde kreidebleich, und der Mann mußte sich setzen, um den plötzlichen Schrecken zu überwinden.

»Um Gotteswillen!« ächzte er, »und ich habe noch Segel stehen!« Dann rannte er nach oben. Gleich darauf sah ich, wie die Schoten gekappt wurden, und dann flog das Segel mit einem heftigen Knall über Bord. Als sich dann das Schiff langsam wieder aufrichtete, besuchte ich die Verwundeten, die in dem sogenannten »Salon« untergebracht waren. Die armen Kerle freuten sich, daß sich endlich ein Mensch ihrer erbarmte. Der Amputierte fragte mich, wie es um Schiff und See stünde. – Ich sagte es ihm.

»Wenn der Alte nur nicht zu lange zögert!« meinte der Mann, der schon seine dreißig Jahre Seefahrt hinter sich wußte. »Fällt das Barometer noch weiter, dann muß er die Masten kappen, denn die Schlagseite werden wir nicht los. Und dann?«

Immer weiter ostwärts trieb uns der Sturm, wir machten mindestens dreizehn Meilen Fahrt. Zu Mittag begann es finster zu werden. Der Himmel überzog sich mit einer schwarzen Decke, und die Luft war so dick und trübe, daß man keine fünfzig Meter weit sehen konnte, wollte man sich verständigen, so mußte man auf Deck zur Zeichensprache seine Zuflucht nehmen, denn Worte, selbst wenn sie ins Ohr geschrien wurden, verhallten im Sturme.

Als ich mich im Kajütseingang an Deck blicken ließ, faßte der Wind vorn in meinen Ärmel und riß diesen bis oben hin auf. Im nächsten Augenblick flogen die Fetzen meines Rockes über die Reeling. Ich selbst wäre buchstäblich vom Winde in die See getragen worden, wenn ich nicht das Rettungstau doppelt um den Arm geschlungen hätte. So kam ich mit blauen Beulen davon.

Alles an Bord war todmüde. Seit drei Nächten hatte keiner mehr geschlafen. Seit zwei Tagen war nichts Warmes mehr über unsere Lippen gekommen. Anfangs erwärmte der reichlich vorhandene Rum noch die Leute. Aber gar bald trat die erschlaffende Wirkung des Alkohols zutage, und alle froren um so mehr.

Niemand sprach mehr. Die schneidende feuchte Kälte und mehr noch das Bewußtsein der großen Gefahr schloß uns den Mund. Die Augen redeten dafür eine beredte Sprache.

Ich habe später noch sehr häufig die Wahrnehmung gemacht, daß der Eindruck der Gefahr am stärksten im Vorgefühl und im Nachgefühl auf den Menschen wirkt. Sind wir einmal mitten darin, dann erscheint sie uns am schwächsten. Daher kommt auch bei vielen Menschen der ihnen selbst unerklärliche Drang, jenes peinliche Vorgefühl abzukürzen. Sie gehen der Gefahr, die ihnen droht, entgegen, um sie so schnell als möglich zu beseitigen. Erst im Nachgefühl lernen wir die Größe der Gefahr kennen. Der Drang, der unsere Aufregung in der kritischen Lage dämpfte, erschüttert erst nachher die wieder in das normale Gleichgewicht zurückströmenden Lebensgeister.

Der Kapitän kam öfters hinunter, um den Barometerstand abzulesen. Aber noch deutete nichts auf eine Besserung des Wetters. Eine schwere Bö folgte der andern. Schwarze Wolkenballen jagten über den Horizont. Der Sturm pfiff unentwegt durch das Takelwerk, und die Brigg ächzte und krachte in allen Fugen. Ein nebelartiger dunkelgrauer Dunst hing in der Luft und machte sich unangenehm auf der Haut fühlbar. Lange Wogen rollten brüllend heran. Mit ihren Gischtkronen spielte der Sturm, warf sie hoch in die Lüfte und führte sie in langen Ketten davon. Wohin das Auge blickte, starrte Verlassenheit und Verderben.

Am fünften Morgen erreichte die Wut der Elemente ihren höchsten Grad. Droben am Himmel hing ein rötlicher Dunst, der über die ganze Meeresfläche ein nächtliches Dunkel warf. Auf der tobenden See schoben sich von allen Seiten mächtige Wogen heran, türmten sich wie Berge auf und fegten mit zerstörender Gewalt über das Deck – alles durcheinanderwerfend, was nicht niet- und nagelfest war. Der Sturm heulte mit einem erstickenden Druck. Das Tauwerk, auf dem das feine Sprühwasser zu Eis erstarrte, rasselte unheimlich und die Masten ächzten, als ob sie jeden Augenblick über Bord brechen wollten.

Alle, die wir uns auf der Brigg befanden, waren Seeleute. Jedem von uns war die Größe der Gefahr bekannt, in der wir schwebten. Ich für meinen Teil wunderte mich sogar, daß das Schiff noch nicht auseinandergeschlagen war. Es mußte besonders stark gebaut sein. Die größte Gefahr drohte uns aber, weil wir gar nicht wußten, wo wir uns befanden. Seit fünf Tagen hatten wir keine Ortsbestimmung vornehmen können. Bei der Geschwindigkeit, mit der uns der Orkan nach Osten jagte, war es gar nicht ausgeschlossen, daß wir uns in der Nähe von Land befanden – und dann waren wir rettungslos verloren.

Nur zu bald sollte sich unsere Befürchtung bewahrheiten. Gegen Mittag drangen plötzlich an Steuerbordseite graue Massen durch den Nebel. Das Donnern einer Brandung übertönte selbst den Sturm.

Das war Land!

classtests.com

Zwar war es so schnell, wie es auftauchte, wieder aus Sicht verschwunden. Aber unter unserer gesamten Besatzung machte sich plötzlich eine fieberhafte Geschäftigkeit bemerkbar. Wir alle arbeiteten aus Leibeskräften an dem Ausbringen eines Segels. Mit etwas Segelfläche konnte die Brigg wieder gesteuert werden.

Das erste Stagsegel riß der Sturm wie Papier in Fetzen. Dann aber gelang es, zwei neue Segel an neuen Tauen zu setzen. Mit dichtem Reff steuerte das Schiff jetzt etwas nach Südosten.

Und keinen Augenblick zu früh war unsere Arbeit von Erfolg gekrönt worden. Unheilverkündend drangen die rollenden Donner einer Brandung an unser Ohr. Vom Lande losgerissene Hölzer wurden durch die Gewalt des zurückflutenden Wassers schon bis vor unser Schiff getrieben. Aber trotz aller übermenschlichen Anstrengungen konnten wir uns immer noch nicht von der Küste frei machen, da die Wogen zu stark nach Land zu setzten und wir sichtlich in einer Strömung saßen, die uns nicht loslassen wollte.

Der Kapitän opferte ein Faß Öl. An sechs Stellen wurde das Öl in kleinen durchlöcherten Säcken über die Reling gehängt, und aus diesem Sieb tropfte es langsam in die schäumende Flut. – Die Wirkung zeigte sich bald. So weit der regenbogenförmige Streifen des schwimmenden Öls reichte, glätteten sich die Wogen, und nun gelang es auch, das Schiff auf einen südlichen Kurs zu bringen. Unverhofft gerieten wir dadurch in eine Strömung, die unser Schiff mit sich nahm.

Kurz vor Sonnenuntergang sollte unsere Zuversicht auf eine Rettung aus diesem Chaos dennoch zuschanden werden. Der Kapitän hatte, um sich aus der unbekannten Strömung befreien zu können, noch ein paar Segel setzen lassen. Er sah darin keine Gefahr, weil der Sturm abzuflauen schien. Plötzlich fühlten wir, wie ein Zittern durch die Brigg ging. Ein dumpfer Krach ließ uns alle erbeben, von achtern kam der zweite Steuermann mit dem Schreckensruf:

»Das Ruder ist gebrochen! Wir haben auf Grund gestoßen!«

Alles eilte entsetzt nach hinten. Um uns unsere Lage recht deutlich vor Augen zu führen, zerriß jetzt ein heller Blink die dicke Luft, und mit Schaudern erblickten wir, nur wenige Seemeilen entfernt, einen Haufen starrer, kahler Felsen.

Nur so lange dauerte die Sichtigkeit der Luft, als wir benötigten, um den ganzen Jammer unserer Hilflosigkeit zu erkennen, dann zog die Nebelwand ihre Schleier wieder über die Klippen.

Natürlich blieb niemand an Bord müßig. Ein sogenannter Notanker wurde hergerichtet, die Pumpen wurden gepeilt, und gleichzeitig ertönte der Ruf zum Bergen der Marssegel. Ehe dieser aber ausgeführt werden konnte, faßte uns plötzlich eine »weiße« Bö von vorn mit solcher Gewalt, daß das Schiff in seiner Vorwärtsbewegung gehemmt wurde. Gleichzeitig krachte und brach es über unsern Köpfen und die Vorstengen und Großmarsstengen sausten auf Deck herab.

Jetzt war keine Hand zuviel an Bord. Die Verwundeten kamen von selbst nach oben, um hilfreichen Beistand zu leisten. Mit Äxten und Beilen wurde gekappt, was im Wege war.

Die Brigg lag nach dieser Überrumpelung einige Augenblicke quer zur Strömung. Sie neigte sich oft so tief zur Seite, daß wir jeden Augenblick das Kentern erwarteten. Endlich aber, nachdem sie sich im Kreise gedreht hatte, nahm sie die richtige Lage wieder ein und trieb langsam mit der Strömung dahin.

Nach unsäglicher Mühe gelang es, ein Notruder herzustellen. Allerdings ließ sich damit nur notdürftig steuern, aber wir konnten die Brigg wenigstens vor dem Querschlagen bewahren.

Mitternacht war vorüber, da durchbrach der Mond endlich die dicke Wolkendecke. Mit dessen Erscheinen nahm aber auch die Wut des Sturmes wieder zu. Er war nach Norden herumgegangen und jagte uns mit großer Geschwindigkeit vor sich her. –

Die Führer der »Tacoma« benutzten die Sichtbarkeit des Mondes, um den Schiffsort zu bestimmen. Als der erste Steuermann sich mit dem Sextanten auf das Achterdeck begeben wollte, kam unverhofft eine schwere Brechsee über und schleuderte ihn so unsanft von der Treppe gegen den Mast, daß er bewußtlos liegen blieb, während das Instrument in weitem Bogen davonflog. Ich sprang mit dem Koch hinzu, um ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren, denn die nächste See würde ihn rettungslos über Bord gewaschen haben, da kreischte es plötzlich schneidend durch den Sturm:

»Land zwei Strich an Backbord voraus!«

Und fast gleichzeitig von einer andern Stimme:

«Brandung an Steuerbord voraus!«

Das mußte das Ende sein! Alle standen wie gelähmt an die Stelle gebannt, wo sie die fürchterliche Botschaft erreichte. Myers, der Harpunier, enterte in die Wanten, blickte eine Sekunde in die See und sprang zum Steuer. Aller Augen folgten ihm. Instinktiv erblickten wir in dem entschlossenen Zugreifen des alten Seemannes einen Hoffnungsstrahl. Selbst der Kapitän, der auf der Reling, in die Wanten geklammert, hing, ließ den Mann gewähren.

classtests.com

Nun fuhr ein tosendes Geheul durch die Lüfte. Wir sahen, wie sich schwarze, gewaltige Massen pfeilschnell heranwälzten. Schäumende, quirlende Wasserstürze bäumten sich vor unserm Bug. Sie warfen sich mit pfeifendem Brüllen auf das arme Schiff, das sich ächzend unter dem gewaltigen Druck in die Tiefe bog – – Ein eisiger Schlag warf mich mit Riesenkräften zwischen die Decksbauten.

Ich spürte heftige Schmerzen wie von vielen Messerstichen, dann wurde es Nacht vor meinen Augen.

Aber nur minutenlang verließ mich die Besinnung. Ich richtete mich mühsam auf und blickte zurück. Eben verflossen die schwarzen Umrisse in der Nacht. Aber wie sah das Schiff aus. Dort, wo die Kombüse gestanden hatte, gähnte ein Loch. Klüver und Bugsprit trieben längsseit. Von den Masten hingen die Raaen wie abgehauene Arme...

Und die Mannschaft?

Ich schleppte mich zum zweiten Steuermann, der auf den Knien vor mir lag und mit stieren Blicken in den Mond blickte.

»Wo sind die Leute? – So redet doch, Mann!«

Wie geistesabwesend blickte er zu mir auf. Dann erhob er die Hand und deutete über Bord.

»Aber das ist doch nicht möglich?« schrie ich entsetzt und mühte mich, aufzustehen.

Ich blickte in eine aufgewühlte, kochende See, in der wir mit nicht sehr großer Fahrt dahinjagten. Mein erster Blick galt dem Steuer. Dort stand ein Mann an der Ruderpinne. Ich erkannte Myers. Auf dem Wege zu ihm, stieß ich auf drei Matrosen, die zu einem Knäuel geballt vor dem Achterdeck lagen. Das Großboot saß mit dem Vorderteil in der Kajüte, deren Decke bis zum Oberlicht aufgerissen war. – Ich brüllte hinunter. Mehrere Stimmen antworteten, darunter der Kapitän. Mit wenigen Sätzen turnte ich durch das zerstörte Oberlicht hinunter und – stand bis zu den Knien im Wasser.

Dann erfuhr ich das Furchtbare. Die Durchfahrt durch den Engpaß hatte uns neun Mann der Besatzung, darunter den ersten Steuermann und die Verwundeten, gekostet. Die gierige See nahm sie bei ihrem Zerstörungswerk mit sich. Der Amputierte war in der Kajüte ertrunken, wie durch ein Wunder hatte sich Myers gerettet. Er erzählte uns, daß die Wasser sich wie eine Glocke über seinem Kopfe gewölbt hatten und nur ein verhältnismäßig leichter Gischt ihn getroffen und unter die Ruderpinne gepreßt hatte.

Der dämmernde Morgen zeigte uns Land an Steuerbord und weiter voraus auch an Backbord. Die allgemeine Ansicht lautete, daß wir uns mitten zwischen den Charlotten-Inseln befänden. Bestärkt wurden wir darin durch einen gekenterten Kajak, wie ihn die Bewohner der Inseln benutzen.

Als die Sonne aufging, ließ der Sturm nach. Der Wind ging wieder westlich, und nun setzten wir einige Segel an den Untermasten und hieben uns von dem treibenden Takelwerk frei. Nun erst konnten wir die furchtbare Zerstörung betrachten, die durch die überkommenden Seen auf unserm Schiff angerichtet worden waren. Am härtesten traf uns aber der Verlust so vieler braver Kameraden, denen selbst der Kapitän einige Tränen nachweinte.

Die Beobachtung am Mittag ergab als unsern Standort das Inselgewirr vor dem Kaskadengebirge in Britisch-Kolumbien. Der von uns in der Nacht passierte verhängnisvolle Engpaß konnte nur die auf der Karte als äußerst gefährlich bezeichnete Untiefe beim Kap Sankt James gewesen sein.

Nun, wo wir wieder bekannte Gewässer vor uns hatten, ging die Schiffahrt geregelter vor sich, wir nahmen Kurs auf den Charlottesund, der die Vancouver-Insel vom Festlande trennt. Nach drei Wochen sollte ich also wieder an meinem Ausgangspunkte landen.

Neuntes Kapitel.

Aber noch war das Maß unserer Leiden nicht voll, wir befanden uns in der Nähe von Inseln, auf denen kaum ein Weißer angesiedelt war, und vor einem Festlande, dessen Küste wegen seiner indianischen Eingeborenen in dem denkbar schlechtesten Rufe stand. Auf der Nordspitze der Vancouver-Insel verzeichneten die Karten zwar einen Feuerturm, der aber nicht in Tätigkeit war, denn als wir uns ihm in der zweiten Nacht näherten, brannte sein Licht nicht. In dieser vorgerückten Jahreszeit schien man keine Schiffe in dieser Gegend zu erwarten.

Vor diesem Kap trieben wir bei eingeschlafenem Winde langsam hin und her. Bald faßte uns die Strömung, die in den Sund setzte, bald trug uns eine Gegenströmung wieder hinaus.

Wassermangel zwang uns endlich, die Küste anzulaufen. Da wir kein Boot mehr hatten, mußten wir so dicht wie möglich an das Land heransteuern, so daß man die Wasserfässer auf einem Floße an die Küste flößen konnte.

classtests.com

Während wir mit der Zusammensetzung des Floßes auf Deck beschäftigt waren, brach die Nacht herein. Gleichzeitig loderten unweit von uns am Lande Feuer auf. Wir unterschieden eine Gruppe von Menschen, die sich geschäftig auf und ab bewegten. – Indianer!

Unter unserer Mannschaft befand sich ein Matrose, der an diesen Küsten schon gefahren hatte. Er war vor mehreren Jahren auf einem staatlichen Vermessungsdampfer als Soldat angeheuert und wußte eine ganze Menge unangenehmer Dinge über diese Bewohner der Kaskadengebirge zu berichten. Auf seine Veranlassung ließ auch unser Kapitän die Anker lichten, um während der Nacht vor etwaigen Überfällen sicher zu sein.

Mitten in den Gesang der Matrosen beim Ankeraufholen platzte unvermutet ein Besucher. Ein Indianer, fast unbekleidet, mit vielen Tätowierungen auf dem Körper, tauchte auf der Reling auf, ließ sekundenlang seinen Blick über die Bemannung und das Deck schweifen und fragte in gebrochenem Englisch nach dem Kapitän.

Während er auf diesen wartete, konnte ich mir den Mann genauer ansehen. Er gehörte, wie die Bewohner dieser Küste alle, zu der Gruppe der Athapasken. Er selbst bezeichnete sich später als zum Stamme der Nutka-Indianer gehörig. Von großer, kraftstrotzender Gestalt, mit kühnblitzendem Auge, dem sichtlich jegliche Furcht unbekannt war, stand er auf Deck wie aus Erz gegossen. Ein Vergleich, dem durch die tiefbraune Hautfarbe erhöhte Wahrscheinlichkeit gegeben wurde. Als der Kapitän erschien, trat er diesem einen Schritt entgegen und fragte in seinem kargen Sprachschatze, in einem Tone, der den Gebietenden durchklingen ließ:

»Was will das Schiff hier?«

Erstaunt maß Kapitän Stevenson den Indianer, bevor er antwortete:

»Ich will Wasser holen!«

»Warum sendest du keine Männer zu meinem Stamme, der dir Wasser geben wird.«

In dem Kapitän begann es zu gären.

»Weil ich das Wasser durch meine eigenen Leute holen lasse.«

»Du darfst mein Gebiet nicht betreten ohne meine Erlaubnis!«

»Oho! Freund! Nur nicht so hitzig!« rief jetzt Kapitän Stevenson. »Das Land da drüben ist eine englische Kronkolonie, und ich bin Engländer!«

Jetzt schien die Gestalt des Indianers zu wachsen. Er antwortete scharf:

»Und von wem hat dein König mein Gebiet gekauft? Hat er es erobert? Nein! Denn sonst wärest du, weißer Mann, nicht hier, und ich, der Häuptling der Nutkastämme, käme nicht auf dein Schiff. Das Land ist mein, und wer hier landen will, muß mich zuvor fragen!«

Kapitän Stevenson stand, im Begriff, eine derbe Antwort zu geben. Ich legte mich aber ins Mittel und bat ihn, den Streit nicht auf die Spitze zu treiben. Der Indianer gefiel mir. Ich hätte gern Näheres über ihn und seinen Stamm erfahren und nahm daher meinerseits die Unterhaltung auf. Ich sagte, indem ich auf unser zerstörtes Deck deutete:

»Der Häuptling sieht, daß der Sturm unser Schiff an die Küste geworfen hat. Wir haben kein Trinkwasser mehr. Wir können auch fremde Hilfe nicht bezahlen. Darum sollen unsere Leute das Wasser selbst holen. Aber die Nacht ist hereingebrochen, und wir müssen in offenes Wasser. Will der Häuptling jetzt wieder zu seinem Stamm zurückkehren, denn das Schiff beginnt zu treiben?«

Er hörte aufmerksam auf meine ruhig vorgebrachten Worte, dann zog er sich langsam an die Reling zurück:

»Wenn der junge Weiße mit den Männern kommt, wird er Wasser finden. Wann kommt der junge Weiße?«

Ich befragte mit einem Blick den Kapitän:

»Wenn die Sonne wieder aufgeht,« antworte ich. –

Als der Indianer wie eine Katze von den Püttings ins Wasser fiel, rief ich ihm noch die Frage nach, ob weiße Männer an der Küste wohnten. Er verneinte das. Dann verschwand er in der Dunkelheit.

Kapitän Stevenson, als echter Engländer, konnte seinen Grimm über die Art, wie ihn der Indianer behandelt hatte, nicht beherrschen. Er fluchte und wetterte und schwur hoch und teuer, er würde es dem »Wilden« eintränken, wenn er heimkäme.

Einstweilen waren wir aber so ziemlich in der Gewalt der Wilden. Sollte es diesen einfallen, in der Nacht, oder selbst bei Tage, unser Schiff feindlich anzugreifen, so konnten wir ihnen, bei unserer schwachen Mannschaft, und fast waffenlos, nicht lange Widerstand leisten. Auf Hilfe war nicht zu rechnen, denn um diese Jahreszeit kommen Segler nicht in den Sund, und die Dampfer, falls sie noch verkehren, gehen an der Westküste vorüber.

classtests.com

Das alles hielt ich dem Kapitän vor, während er eifrig die Karte studierte. Hier aber sah es trostlos aus. Die nächsten von Weißen bewohnten Orte waren in der Nähe der Mündung des Fraser River verzeichnet, und bis dahin war es noch weit. Die Ostküste der Vancouver-Insel sah nach der Karte auch nicht viel verheißungsvoller aus. Bei der herrschenden schwachen Brise und der Strömung, die an das Festland preßte, blieb uns jedenfalls keine andere Wahl, als die Gastfreundschaft dieses Stammes in Anspruch zu nehmen.

Übellaunig stampfte der Kapitän bis Mitternacht auf dem Deck herum. Nach dem Verluste seines ersten Steuermannes und des Zimmermannes ging er mit dem zweiten Offizier abwechselnd die Wache. In dieser Nacht erbot ich mich, ihn abzulösen, denn der Zweite hatte den schweren Sturz in der Unglücksnacht noch nicht überwunden und fieberte.

Als ich zur Wache an Deck kam, lag die Brigg etwa acht Seemeilen vom Lande ab unter allen Segeln, die wir setzen konnten. Es waren herzlich wenige. Wir machten nur geringen Fortgang, und unser ganzes Bestreben war daraufgerichtet, der Strömung aus dem Wege zu gehen, die nach der Küste zu stand.

Die Feuer am Lande hatten sich vervielfältigt. Überall, wo die Berge einen Raum frei ließen, loderte ein heller Brand. Mit dem Fernglase unterschied man auch zahlreiche Männer.

Myers trat an mich heran und tadelte die Handlungsweise des Alten:

»Warum regt er sich auf über das, was das Braunfell schwätzt? Wie mancher weiße Mann bildet sich ein, Herr zu sein und ist Knecht. Wir brauchen die Indianer augenblicklich, und darum müssen wir ihnen freundlich gegenübertreten. Ich bin auch Engländer, sogar Kanadier, aber mich geniert das Geschwätz nicht im geringsten.«

»Wenn wir nicht zu weit entfernt sind, möchte ich morgen mit an Land gehen,« erwiderte ich. »Wasser brauchen wir dringend, und fast wünschte ich, wir wären gezwungen, es von dem Häuptling zu holen. Der Kerl hat mir gefallen. Ich glaube nicht, daß der ein gegebenes Wort bricht.«

Jetzt näherte sich auch der Matrose, der den Sund mit vermessen hatte. Auf meine letzten Worte antwortend, sagte er:

»Wir haben damals schlimme Erfahrungen mit den Indianern gemacht. Weiter oben im Sund verloren wir zwei Mann. Sie gingen an Land, um zu jagen, und – kamen nie wieder. Zwei weitere Kameraden sollten auf einem Berge ein Gestell für unsere Messungen errichten und blieben ebenfalls verschollen. Dann kam ein kleiner Aviso, der Nachforschungen anstellen sollte. Seine Streifpatrouillen fanden die ganze Gegend verlassen. Als eine davon, im Vertrauen auf die Abwesenheit jeglicher Bewohner, nachts in einer Schlucht lagerte, fiel sie den Keulen der Indianer zum Opfer – keiner konnte erzählen, wie der Überfall stattfand. Das alles geschah unter dem Häuptling, der gestern abend hier an Bord war. Ich erkenne ihn wieder. Wer den Mann einmal gesehen hat, vergißt ihn so leicht nicht.«

»Dennoch traue ich ihm keine Falschheit zu,« beharrte ich. »Der Mann ist viel zu sehr ›Herrscher‹, er fühlt sich im Bewußtsein seiner Macht und wird uns nicht überfallen, wenn wir im Vertrauen auf sein Wort zu ihm kommen.«

Meine Rede wurde unterbrochen, wir begannen langsam gegen die Küste zu treiben und mußten daher über Stag gehen.

Um vier Uhr kam Kapitän Stevenson wieder an Deck. Er hatte seinen Grimm verschlafen und versicherte, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Dennoch geriet er mit einigen Indianern aneinander. Ich wurde durch lautes Rufen jäh aus dem Schlafe gerissen. Der Kapitän stand vor meinem Bett und kramte in den darunter befindlichen Schubladen.

»Was ist denn oben los, Kapitän,« fragte ich schlaftrunken.

»Meinen Revolver!« keuchte er. »Wo ist mein Revolver?« Mit einem Satze stand ich neben ihm.

»Kapitän, bleiben Sie ruhig. Was wollen Sie mit dem Revolver. Was ist geschehen?«

Er schüttelte mich ab und knirschte: »Die roten Hunde, das sollen sie büßen! Wartet nur.« »Aber ich bitte Sie, Kapitän, was ist denn vorgefallen? So reden Sie doch!« »Die Rotfelle sind zu sechs an Deck gekommen. Ich jagte sie herunter, aber sie gehen nicht. Das sollen sie büßen. Hier an Bord bin ich der Herr. Hier hat nicht einmal der König von England etwas zu sagen. Und die hündischen Rotfelle wollen mir trotzen ...«

So sprudelten die Worte über die Lippen des erregten Mannes wie ein Wasserstrahl. Ich mußte Gewalt anwenden, um ihn dazu zu bringen, daß er mir nur Rede und Antwort stand. Dann kam auch der zweite Offizier herunter und half mir bei meinen Beruhigungsversuchen.

Endlich gelang es uns, den Rasenden zur Vernunft zu bringen. Ich ging nach oben, um die Indianer zu verhören. Ich fand sie mitten zwischen den Matrosen, die sich alle Mühe gaben, eine Unterhaltung zustande zu bringen. Als ich hinzutrat, lächelten die braunen Gäste zutraulich und bald merkte ich, daß sie von unserer Sprache keine Ahnung hatten. Der Kapitän ließ sich von seinem Nationaldünkel zu einem Vorgehen verleiten, das äußerst schlimme Folgen für uns haben konnte.

Mit hastigen Schritten eilte ich zur Kajüte zurück. Ich traf Kapitän Stevenson auf der Treppe. Eine Ausbuchtung in

classtests.com

seiner Jacke zeigte mir, daß dort eine Waffe verborgen war.

»Kommen Sie noch mal mit hinunter, Kapitän. Ich will Ihnen eine wichtige Mitteilung machen,« sagte ich, ihn in die Kajüte zurückdrängend, wo ich ihn auf die Bank drückte. »Die Indianer verstehen kein Wort Englisch. Sie wissen gar nicht, was Sie von ihnen verlangten. Deshalb gingen sie auch nicht von Bord. – Lassen Sie die Menschen ruhig gewähren. Sobald sie merken, daß ihre Berge in der Ferne verschwinden, gehen sie von selbst wieder an Land.«

»Ich will aber das Gesindel nicht an Bord haben,« rief er jetzt mit der Miene eines trotzigen Kindes. »Hören Sie – ich will nicht!«

Ich zuckte die Achseln über solche Halsstarrigkeit, lenkte aber ein: »Kapitän, nehmen Sie Vernunft an. Wir haben kein Wasser mehr an Bord, vergessen Sie das nicht! Wenn wir uns die Indianer zu Feinden machen, müssen wir elend verdursten, denn wir kommen aus dieser verwünschten Strömung nicht heraus. Bedenken Sie doch unsere Lage.«

»Wenn ich nur nicht in diesen verd– Sund eingelaufen wäre! Wir hätten längst einen Schlepper, wenn wir westlich um die Insel gegangen wären!«

»Darüber zu reden, hat jetzt keinen Zweck. Wir sitzen nun einmal in der Zwickmühle und dürfen froh sein, daß uns die Indianer nicht gleich zu Hunderten auf das Schiff kommen. Es wäre ihnen eine Kleinigkeit, uns die Schädel einzuschlagen....«

»Sie sollen es wagen!« fuhr er auf. »Unsere Kriegsschiffe werden dann blutige Vergeltung üben ....«

»Wenn Ihnen das eine Beruhigung ist! Ich für meinen Teil behalte lieber meinen gesunden Schädel und bemühe die Marine nicht. Dadurch werde ich nicht wieder lebendig. Lassen Sie also die Menschen ruhig hier. Sie sehen auch gerne einmal ein Schiff.«

Brummend gab er endlich nach. Ich ging wieder auf Deck und sah eben noch, wie die Männer sich lachend in die See stürzten und zu ihren Einbäumen schwammen, die ziemlich entfernt trieben.

»Wo sind wir eigentlich, Myers?« fragte ich den Bootsmann. «Die Küste kommt mir so unbekannt vor.«

»Der Strom hat uns wieder, wenn kein Wind kommt, hat er uns in ein paar Stunden zum dritten Male dem Häuptling vor die Türe gesetzt.«

Und so geschah es auch. Es wurde aber wieder Abend, bis uns die Drift auf das Vorgebirge setzte, aus dessen Tal das Flüßchen kam, und wo der stolze Häuptling uns heute früh erwartet haben mußte. Wieder brachten wir den Anker aus. Ob wir wollten oder nicht, vor Einsetzen der nächtlichen Landbrise kamen wir hier nicht fort. Jetzt wehte kein Lüftchen.

Der Kapitän schritt auf dem Deck umher, wie ein bissiger Kettenhund. Er sah ganz so aus, als ob er dem Häuptling an die Kehle fahren würde, wenn dieser das Deck wieder betreten sollte. Um ihn auf den Besuch vorzubereiten, fing ich an von den Sitten und Gebräuchen der Indianer im allgemeinen zu erzählen und ließ dabei einfließen, daß ich gern das Lager der Rothäute besuchen möchte. Ich sagte auch, daß der Häuptling bereits mein Versprechen habe. Daran knüpfte ich den Wunsch, daß er heute noch an Bord kommen möge und mich mit sich nähme.

Während dieser ganzen Rede hingen die Augen des Kapitäns unverwandt an der nahen Küste, auf der jedoch kein Lebewesen zu erblicken war. Er sah, wie die Matrosen die leeren Wasserfässer an die Reling rollten und den Ladebaum über dem Maststumpf anbrachten, an dem die gefüllten Fässer wieder an Deck geholt werden sollten. Unter Willis Kommando wurde dann das Floß aufgehoben, um über Bord gesetzt zu werden.

In diesem Augenblick erschien ein brauner Kopf vorn auf der Back. Ein zweiter folgte. Dann schwangen sich gleichzeitig zwei braune Körper auf das Schiff, die eine Last hinter sich herzogen – Wasser – einen gefüllten Wasserkrug!

Mit einem freundlichen Lächeln boten sie die Gabe dar, und ein Freudenglanz flog über ihre Züge als sie sahen, mit welcher Gier Becher um Becher in den verdorrten Kehlen verschwand.

Kapitän Stevenson hatte erst zornig, dann verblüfft auf die Indianer geschaut. Als er jetzt aber bemerkte, wie groß der Durst der Mannschaft gewesen und wie hoch das Geschenk der »Wilden« anzuschlagen war, da zog doch so etwas wie Scham in seine Seele. Er trank den ihm gereichten Becher aus und sagte dann, mit einem verunglückten Lächeln:

»Gebt den Leuten Tabak!«

Der Koch kam mit einigen Tafeln gepreßtem Tabak gerade aus der Kajüte. Ich winkte ihn heran und übermittelte ihm den Befehl des Kapitäns. Er sah mich ganz ungläubig an, denn eine derartige Freigiebigkeit hatte der Koch von seiten seines Brotherrn noch nie erlebt. Lächelnd nahm ich ihm die Tafeln aus der Hand und bot sie den Indianern, deren Augen einen frohen Ausdruck annahmen, als sie die so sehr begehrte Gabe erblickten. Dennoch zögerten sie, das Geschenk entgegenzunehmen. Nach langem Zureden ließen sie sich schließlich eine Tafel aufdrängen.

classtests.com

»Kommt der große Häuptling noch auf das Schiff?« fragte ich den einen der Indianer, der etwas englisch sprach.

Verneinend wiegte er den Kopf:

»Der große Häuptling erwartet einen jungen weißen Mann. Dieser hat versprochen das Lager zu besuchen. Wo ist der Mann, daß wir ihn zum Lager führen?«

»Der Mann bin ich!« gab ich etwas zögernd zur Antwort.

»Und warum ist der weiße Mann noch nicht zum Lager des Häuptlings gegangen?«

»Weil unser Schiff in der Nacht davontrieb. Wir konnten eben erst an diesen Strand zurückkehren.«

»Wird der weiße Mann jetzt mit uns gehen?«

Ich warf einen raschen Blick auf die Sonne, die hinter der Vancouver-Insel verschwand, und befragte meine Kameraden mit den Augen. Überall stieß ich auf ein warnendes Nein!

Der Indianer bemerkte meine Unschlüssigkeit und fragte:

»Warum antwortet der weiße Mann nicht?«

»Weil ich erst den Herrn des Schiffes fragen muß, ob er so lange hier liegen bleibt. Die Sicherheit unseres schwimmenden Hauses hängt vom Wetter ab. Ferner muß ich erst einige Geschenke für deinen Häuptling zusammenstellen...«

»So tue das – ich warte!« war die schlichte Antwort.

Ich bat nun den Kapitän, mit mir unter Deck zu gehen, um mich mit ihm zu besprechen. Bevor noch die Türe sich hinter ihm schloß, polterte er schon heraus:

»Wollen Sie denn wirklich unter die roten Hunde gehen? Und noch dazu bei Nacht? Herr – das ist Selbstmord. Das darf ich nicht zugeben.«

»Ich glaube nicht, daß ich irgend etwas zu fürchten habe, Kapitän. Der Mann hat mich eingeladen, und er wird die Gesetze der Gastfreundschaft heilig halten. Im übrigen werden Sie mir doch die Leute mitgeben, die Sie zum Wasserholen bestimmen?«

»Den Kuckuck werde ich tun!« rief er aufgeregt. »Ich werde doch meine Mannschaft den Halsabschneidern nicht ausliefern. Das wäre ja noch schöner!«

»Wir brauchen aber doch Wasser – und zwar sofort. Lassen Sie uns also gehen, solange es noch dämmert.«

Während des Gespräches ordnete ich die wenigen Sachen, die ich für den Häuptling bestimmte, steckte den Revolver ein und bat dann den Kapitän um einige Raketen:

»Sollte ich aus irgendeinem Grunde Hilfe brauchen, dann brenne ich ein Blaufeuer ab!« sagte ich entschuldigend.

»Wenn man Ihnen dazu noch Zeit läßt,« meinte er hämisch.

Der zweite Offizier und Myers standen schon auf dem Floße neben drei Wasserträgern, als ich wieder auf Deck trat. Der Indianer hatte sich nicht von der Stelle gerührt.

Ich winkte ihm, mir auf das Floß zu folgen. Er lehnte jedoch lächelnd ab. Ehe ich noch, am Fallreep hinuntersteigend, den Fuß auf das Floß setzte, schoß bereits sein Einbaum an uns vorüber. Gleich darauf hallte der Wald von einem langgezogenen schrillen Ruf wieder, den die Indianer bei Betreten des Strandes ausstießen.

»Was bedeutet denn das?« fragte der Zweite, indem er dem Matrosen in den Arm fiel. »Galt das uns?«

»Eher den Wilden« gab ich zurück. »Man meldet unsere Ankunft, und ich zweifle nicht, daß wir bald eine größere Gesellschaft zu Besuch bekommen.«

So war es auch. Kaum legte sich das Floß auf den Sand, da trat der Häuptling mit ungefähr zwanzig Männern, alle unbewaffnet, aus den niedern Büschen und bot uns den Willkommensgruß.

»Der weiße Mann kommt spät, warum ging das Schiff von uns fort?"«

Ich erklärte ihm die Gründe, die er durch ein Neigen des Kopfes anerkannte.

»Der weiße Mann und seine Freunde werden uns zum Dorfe der Nutka begleiten und das Mahl mit uns teilen. Es sind auch Männer vom Stamme der Tlinkith angekommen, welche ebenfalls die Zunge der Weißen reden. – Nein, nein!« wehrte er ab, als die Matrosen sich anschickten die Fässer auf den Strand zu rollen. »Die weißen Männer sind Gäste der Nutka, das Wasser bringen meine Frauen auf das kleine Schiff. Wenn die Männer wiederkehren, finden sie Wasser und Speise.«

classtests.com

»Donnerwetter, der gefällt mir,« brummte Myers, »den möchte ich als Kapitän haben, ich tauschte ihn gleich gegen Stevenson ein.«

»Was sagt der starke Weiße!« fragte der Häuptling mißtrauisch.

»Er sagt, er möchte den großen Häuptling gern als Gebieter auf dem Schiffe haben,« übersetzte ich.

Geschmeichelt blickte er auf Myers. Dann sagte er:

»Der starke Mann ist willkommen. Er mag bei den Nutka bleiben und den jungen Leuten schwimmende Häuser bauen.«

Wir waren unterdessen dem Häuptling in den Wald gefolgt. Der zweite Steuermann ließ zur »Bewachung« der Fässer einen Matrosen zurück, dem er den Befehl gab, sofort das Schiff anzurufen, wenn etwas Besonderes vorfallen sollte. Noch vor unserm Marsche in den lichten Küstenwald sahen wir eine Anzahl Weiber dem Strande zulaufen, die bestimmt waren, unsern Leuten die Arbeit abzunehmen.

Bald umgab uns tiefe Finsternis. Hohe Bergwände bildeten einen Engpaß, der weder Mond noch Sternenlicht auf den Boden dringen ließ. Von Ferne drang Hundegebell an unser Ohr. Schnellen Schrittes folgten wir dem Häuptling, der mit einer Sicherheit dahinschritt, als ob er die Gabe hätte im Dunklen zu sehen, wir stolperten alle Augenblicke über Wurzeln und Steine.

Nach einer Viertelstunde etwa öffnete sich die Schlucht. Eine kleine Anhöhe mußte erstiegen werden, und dann erblickten wir vor uns zahlreiche Feuer, um die sich dunkle Gestalten bewegten. Näher kommend gewahrten wir eine ganze Anzahl runder, nach oben spitz zulaufender Hütten, die fast alle aus Tierfellen bestanden und mit den verschiedensten Figuren bemalt waren. Aus dem Innern der Hütten drang Rauch, der an der offenen Spitze seinen Ausgang fand.

Kaum hatten uns die Bewohner bemerkt, da kamen neben einer Anzahl großer Hunde fast sämtliche Kinder des Dorfes auf uns zu. Aus ihren erstaunten Ausrufen schlossen wir, daß weiße Männer sich nicht oft hierher verirrten. Um die im Freien angezündeten Feuer lagerten die fremden Indianer vom Stamme der Tlinkith, die sich merkwürdigerweise bei unserm Erscheinen sofort um ihre Feuer lagerten und uns keines Blickes würdigten.

Um so freundlicher nahmen uns die Leute des Häuptlings auf. Wir wurden überall mit gewinnendem Lächeln begrüßt und manch sehnsüchtiger Blick folgte meinem Rucksack, in dem sie schöne Dinge vermuteten.

Vor einem großen, rot angemalten Zelte machte der Häuptling halt. Er wartete ein wenig und stieß dann einen eigentümlichen Laut aus, der von drinnen beantwortet wurde. Hierauf schob er die Felle, die als Türvorhang dienten, zurück und hieß uns eintreten.

Vor uns saß ein Mann, den ich nach seinem Äußern für mindestens hundertjährig hielt. Das vor Runzeln kaum zu erkennende Auge blitzte aber in lebhaftem Feuer, und seine Stimme klang frisch, als er uns in gutem Englisch den Willkommensgruß bot. – Wir erwiderten seinen Gruß in herzlicher Weise, und ich bat ihn um die Erlaubnis, ihm eine Kleinigkeit als Geschenk anbieten zu dürfen. Gleichzeitig entschuldigte ich mich, daß unsere Gaben so ärmlich seien, was ich mit dem Schiffbruch begründete.

Der Alte nickte lächelnd und ließ den Blick wählend über die ausgebreiteten Dinge gleiten. Er nahm nur eine Rolle Rauchtabak, die er neben sich legte. Hierauf stieß er den vorigen Ruf aus, der fast unmittelbar den Häuptling und zwei Frauen in den Raum rief. Mit diesen sprach der Alte in seiner Sprache, und ich schloß aus seinen Gesten, daß er unsere Geschenke mit einigen Randbemerkungen versah.

Ich hatte während der Unterhaltung Muße, das Innere der Hütte genauer zu betrachten. Vor allen Dingen fielen mir eine große Menge getrockneter Skalpe auf, die in langen Reihen an den Wänden hingen, wenn die alle von dem alten Häuptling persönlich erbeutet waren, dann mußte er eine sehr große Zahl von Menschenleben auf dem Gewissen haben. Zwischen diesen menschlichen Schädelhäuten sah ich ferner Militärknöpfe, einige uralte Flinten, einen Frauenhut aus der Biedermeierzeit, ein kleines Sonnenschirmchen, wie man sie vor hundert Jahren in Europa trug, dann eine große Zahl von Gebrauchsgegenständen, die den Erschlagenen abgenommen sein mußten.

Mitten in dieser Betrachtung wurde ich durch die Anrede des großen Häuptlings gestört. Er lud uns ein, ihm zu folgen. Nachdem wir uns von dem Alten durch einen Händedruck verabschiedet hatten, durchschritten wir fast das ganze Dorf bis zu dessen entgegengesetztem Ende. Vor einer grellroten Hütte blieb der Häuptling stehen, wieder stieß er den schon erwähnten Ruf aus. Diesmal öffnete sich das Zelt von innen und eine Frau hieß uns eintreten.

In der Mitte des geräumigen Baues brannte ein Feuer, das mit wohlriechenden Hölzern genährt sein mußte, denn der Rauch verbreitete einen angenehmen Geruch. Auf dem Feuer kochte in einem Kessel eine dickflüssige Suppe, deren Herstellung von einem alten zahnlosen Weibe überwacht wurde. Das Weib schien keineswegs von unserm Besuche erbaut zu sein, denn manch giftiger Blick streifte uns, wenn sie den nichts weniger als reinen Holzlöffel in den Mund

classtests.com

steckte, um den Brei zu versuchen.

Ich sprach der Gattin des Häuptlings mein Bedauern aus, daß es mir nicht möglich war, ihr ebenfalls Geschenke anzubieten. Der Häuptling übersetzte die Worte doch vielleicht nicht so, wie sie gesprochen waren, denn er holte eine platte gepreßten Tabak aus dem Gürtel und reichte sie der Gattin. Diese nahm das Geschenk mit froher Miene entgegen und – biß sofort ein großes Stück davon ab, zum stummen Entsetzen unserer Seeleute, die wahrscheinlich derartige Brocken nicht priemen konnten.

Der Häuptling, ebenso wie seine Frau, trugen jetzt recht kleidsame Gewänder. Ein Lederhemd, vorn weit offen, mit Fransen aus Menschenhaaren, trugen sie auf dem Oberkörper; an den Beinen ebensolche Beinkleider, die an den Seiten ebenfalls mit Fransen besetzt waren. Die letzteren bestanden bei der Frau aus seidenweichen Haaren eines Tieres. Menschenhaare dürfen nur Krieger tragen, und zwar Skalpe der getöteten Feinde. An den Füßen saßen buntgestickte Ledersandalen. Zum Schutze gegen die Kälte gehört zu der Kleidung noch eine bunte Wolldecke, die durch einen breiten Gürtel gehalten wird. Im Innern der Hütte legten die Indianer die Decke jedoch ab. Recht dekorativ wirkten kleine rot- und blaugefärbte Taschen, die um den Gürtel befestigt wurden. Der Zweck derselben wurde uns bald klar. Die Frau verwahrte ihren Kautabak und der Mann seine Pfeife dort.

Man lud uns zum Sitzen ein. Holzklötze und Büffelschädel vertraten die Stühle. Die Unterhaltung, die bei dem mangelhaften Englisch des Indianers nur schleppend geführt werden konnte, drehte sich um die großen »Wigwams« der Weißen (»Tibi« nannte er die Häuser). Ich konnte bei dieser Gelegenheit mit einer großen Überraschung aufwarten. Von Shanghai her besaß ich noch einige Blätter einer illustrierten Zeitschrift, in die man mir damals die Nägel eingepackt hatte. Da sich letztere unter meinen Geschenken befanden, fiel mir auch das Blatt in die Hände. Dieses breitete ich jetzt vor meinem Gastfreunde aus und erregte allgemeines Erstaunen mit den Abbildungen, die darin enthalten waren. Die Indianer freuten sich wie die Kinder, als wir ihnen die vielen, ihnen unbekannten Dinge, so gut das ging, erklärten.

Plötzlich hob sich der Zelteingang, und es erschienen sechs Männer, an der Feder im Haar als Häuptlinge kenntlich, sie schoben sich stumm in den Kreis zwischen uns und blickten angestrengt in den immer dicker werdenden Brei.

Nun entnahm der Häuptling seiner Tasche die Pfeife. Er stopfte sie mit einem dunklen Blättergemisch und legte eine glühende Kohle darauf. Dann sog er ein paar tiefe Züge ein und reichte mir die Pfeife. Ich folgte dem Beispiel und gab sie an meinen Nachbar Myers weiter. So ging die Pfeife im Kreise herum, bis sie leer war.

Damit waren wir als Freunde in den Stamm aufgenommen. Nun begann das Essen. Für uns war es höchste Zeit, denn der Hunger begann uns zu peinigen, von den Indianern zog jeder einen kurzstieligen Holzlöffel aus der Tasche. Da wir natürlich kein derartiges Instrument bei uns hatten, half die Dame des Hauses aus. Die uns aus einem umgekehrten Schädel herausgefischten Löffel starrten aber vor Schmutz oder festgetrockneten Speiseresten, und trotz unseres Hungers hätten wir am liebsten auf den Brei verzichtet. Darin hätten die Indianer jedoch eine tödliche Beleidigung erblickt, und so würgten wir denn einige Löffel voll der stark gewürzten Speise hinunter, was es war, weiß ich nicht. Es schmeckte nach Liebigs Fleischextrakt. Nachher fand ich neben der Hütte ein frisches Hundefell, vielleicht hatte man den zu Extrakt eingedickt.

Die Indianer aßen »wie die Wilden«. Sie schlangen den Brei mit einer wahren Gier hinunter, worüber niemand mehr erfreut war als wir. Kaum war der Kessel geleert, da erhoben sich sämtliche Männer und winkten uns, mit ihnen zu kommen. Wir wurden in eine andere Hütte geführt und hier machte ein anderer unserer »Tischgenossen« den Wirt, wir mußten wieder essen. Diesmal eine dünne Suppe, in der allerlei verdächtige Fleischstücke schwammen. Da hier in dieser Hütte noch weniger Licht herrschte – das Feuer dient auch zur Beleuchtung –, so aßen wir die Stücke, ohne uns viel um die Qualität zu kümmern, hinunter. Die Speise mundete uns, und wir nahmen jeder ein zweites Stück. Aber auch die Indianer fanden Geschmack daran, und sie verschlangen in unglaublich kurzer Zeit einen Kessel voll Fleisch, der an Bord für dreißig Mann hätte reichen müssen. – Die Kruste an unsern Löffeln ließen wir in der Brühe aufweichen und bemühten uns nachher, sie unter unsern Kleidern verstohlen zu reinigen. Aber die Fleischbrühe brauchten wir nicht zu essen.

Die Indianer wurden lebhafter. Man begann zu lachen. Jetzt erhob sich, eine anderer Häuptling und ließ uns die Einladung in seine Hütte verdolmetschen. – Da unser Hunger noch nicht gestillt war, nahmen wir die Aufforderung gern an. Diesmal gab es in der Asche gebratenes Fleisch. Da uns ein solcher Genuß lange nicht mehr geboten war, schnitten wir recht belangreiche Stücke heraus und zerrissen sie wie die wilden Tiere mit den Zähnen. Den Wilden fiel das nicht weiter auf, da sie es selbst so machten. Aber als der Steuermann sich zum zweiten Male ein kiloschweres Stück herausschnitt, legte ein Indianer lächelnd die Hand auf seinen Arm. Er lud uns ebenfalls zum Essen ein. Diesmal gab es Truthühner, die aber leider nicht ausgenommen worden waren, ehe man sie briet. Einen Flügel brachte ich aber dennoch herunter. Damit waren wir aber auch gründlich gesättigt.

Nicht so die Indianer, wir mußten noch dreimal zu Abend speisen. Fleisch und immer Fleisch! Zuletzt nahmen wir nur die Bissen in den Mund, um sie heimlich auszuspeien.

classtests.com

Die letztbesuchte Hütte lag am Rande eines schnellfließenden Baches. Gegenüber, auf dem freien Platze, brannten die Feuer der Tlinkith. Nun mußten diese besucht werden.

»Herr des Himmels, steh mir bei!« stöhnte der Segelmacher, als er sah, daß wir dort hinübergeführt wurden. »Ich bin an Bord als großer Esser gefürchtet, aber wenn ich noch einmal essen soll, platze ich!«

Unser gastfreundlicher Häuptling mußte die Worte gehört haben, denn er beugte sich zu seinen Gefährten und sprach einige Zeit mit ihnen. Dann lachten sie aus vollem Halse.

Auch Myers ächzte und stöhnte:

»Leute, ich gehe an Bord und hole den Kapitän. Hier kann er lernen, wieviel Nahrung ein Mann nötig hat. Wenn uns der in acht Tagen soviel zu zu essen gäbe wie dieser Wilde in vier Stunden, dann ginge ihm kein Mann mehr von Bord.«

Wir standen nun mitten in einem Kreise aus elf großen Feuern. An allen schmorte, kochte und briet es. Die Düfte, die hier zum Himmel loderten, waren gerade nicht dazu angetan, den Appetit zu reizen, viel weniger noch satte Magen zum Essen zu verleiten.

»Männer, ich hab's!« flüsterte ich, zu den Kameraden gewendet, »Seht nur die vielen Köter, die sollen es heute gut haben. Aber laßt euch um Gotteswillen nicht erwischen!«

Vier Männer vom Stamme der Tlinkith erhoben sich und traten zu unserer Gruppe. Sie unterschieden sich wesentlich von den Nutka, sowohl in Gesichtsbildung wie in der Kleidung, die aus rohgegerbten Häuten bestand. Einige der noch lagernden Männer trugen Eisbärfelle um den Körper geschlagen. Fast alle verstanden Englisch, drei der Häuptlinge auch Russisch.

Nachdem eine Reihe von Höflichkeitsphrasen ausgetauscht worden, hockten wir uns gemeinsam um ein Feuer. Die unvermeidliche Pfeife erschien wieder. Die Zeremonie von vorher wiederholte sich, nur in anderer Reihenfolge, so daß diesmal der letzte Zug mir vorbehalten blieb.

Die Freundschaft mit den Tlinkith war nun ebenfalls geschlossen, Sie mußte aber noch durch einen Schmaus gefeiert werden. Auf einen Ruf des Oberhäuptlings der Fremden wurde vom Kochplatze her eine braunschwarze, formlose Masse zu uns herangeschleift. – Sie war während der wenigen Augenblicke, die der Transport dauerte, aber derart von den zahllosen Hunden zerfleischt worden, daß die blutigen Fetzen nur so herunterhingen.

Wir sollten zuerst zulangen. Ich nahm mein Messer, vergrub es bis ans Heft in einen von Hunden verschonten Teil des Bratens und zirkelte mir ein großes Stück heraus. Froh, den eklen übrigen Teilen entgangen zu sein, wollte ich das Fleisch zum Munde führen. Doch ich hatte die Vorsicht dabei außer acht gelassen. Eben kaute ich an einem zähen Zipfel, als ein kalbsgroßer Hund von irgendwoher auftauchte, mich rücklings umwarf und blitzschnell mit dem Braten in der Dunkelheit verschwand. Das alles war so rasch gegangen, daß ich die Tat erst recht begriff, als das gutmütige Lachen der Wilden an mein Ohr klang. Nun beeilte sich jeder, mir von seinem Anteil einen Brocken zuzuwenden. Der eine zerfetzte seinen Bissen mit den Zähnen und warf mir das abgebissene Teil hinüber. Ein anderer zerriß mit den Fingern den Braten und ließ ihn mir durch sechs Hände weiterreichen. Wieder ein anderer trennte mit Messer und Zähnen einen Knochen aus dem Körper und warf ihn mir über das Feuer hinweg in den Schoß. Kurz – jeder suchte mich für den entgangenen Braten zu entschädigen.

Am tollsten gebärdeten sich dabei meine Schiffskameraden. Diese bemerkten kaum mein Mißgeschick, als sie sich fast über den Haufen rannten bei dem Bestreben, großmütig zu meinen Gunsten auf ihren Anteil zu verzichten. – Und nun war kein Hund mehr so mitleidig, mich von der achtfachen Portion zu befreien. Ich mußte essen. Aller Augen hingen an meinem Munde. Und ich aß! Erst zaghaft. Als ich aber herausbekam, was da gebraten vor uns gelegen hatte, wuchs der Appetit. Verwundert fragte Myers, woher ich denn so plötzlich zu dem Hunger gekommen sei.

»O, ihr Dummköpfe!« brummte ich. »Das ist ja Bärenfleisch. Ein junger Bär, von einer Zartheit ...«

Nun war die Reihe an den Seeleuten, sich zu ärgern. Jeder bettelte nun einen Bissen. Nur zum Versuche. Leider erlaubte aber die »Etikette« nicht, das einmal Gebotene zu verschmähen.

Noch dreimal gab es zu essen. Dann waren selbst die Wilden satt. Man begann nun ein heißes Getränk zu brauen. Das war aber der Augenblick, den ich gefürchtet hatte. War es ein berauschendes Getränk, dann konnten wir unter Umständen in eine gefährliche Lage geraten. Ich teilte das meinen Gefährten mit, die aber, bis auf den Steuermann, im Gegenteil nichts mehr herbeiwünschten, als einen ordentlichen »Grog«, einerlei aus welchem Stoff. Der Steuermann aber, der früher einmal mit Indianern zusammengetroffen war, drängte jetzt zur Rückkehr an Bord. Er teilte meine Befürchtungen und machte seinen Untergebenen auch den Standpunkt energisch klar.

Der große Häuptling war auf unsere Auseinandersetzung aufmerksam geworden. Er kam zu uns herüber und fragte – ob wir noch etwas zu essen wünschten.

classtests.com

Selbstverständlich dankten wir. Die Gelegenheit wollte ich mir indessen nicht entgehen lassen, um unsere Bitte um ein Geleit an den Strand anzubringen. Er hörte meine gewundene Erklärung ruhig an. Als ich geendet, fragte er:

»Ist es bei den weißen Männern Sitte, eine Festlichkeit zu verlassen, bevor sie zu Ende ist?«

»Wenn dringende Umstände es erfordern – ja!« gab ich zur Antwort.

»Bei den roten Männern ist das nicht so,« gab er zurück.

»Bedenke, großer Häuptling, daß unser Schiff fast keine Leute mehr hat, um es zu regieren, wenn es von der Strömung fortgetrieben wird. Und der Strom kommt in jeder Nacht von dem Meere herein. Das weißt du ja selbst. Wir müssen also zurück, um unser schwimmendes Haus zu retten. Nimm unsern Dank für deine freundliche Einladung und gedenke immer deiner weißen Freunde, wie diese immer an dieses frohe Fest denken werden.«

»Können die Männer auf dem Schiffe nicht auf euch warten, bis der junge Tag anbricht?« fragte er nun.

»Wird mein roter Bruder sein Haus retten, wenn es während eines Festes brennt, oder wird er erst das Fest feiern und dann erst nach seinem Hause schauen.

»Husch! Mein weißer Freund fragt klug, um seine Wünsche durchzusetzen. Aber die weißen Männer mögen noch bleiben und an dem Trinken teilnehmen. Nachher werden sie zu ihrem Schiffe zurückkehren. Kommt zum Feuer, die Frauen füllen bereits die Schalen.«

Wohl oder übel mußten wir zurück zum »Futterplatz«. Dort lagen noch die Knochen und die Fleischreste in der heißen Asche, wie sie von den Indianern weggeworfen wurden. Die hungrigen Hunde standen mit triefendem Maule und warteten auf das Erlöschen der Feuer, um sich über die Reste herzumachen. Das brachte mich auf einen Einfall. Ich raunte dem Steuermann ins Ohr, ich hätte einen Plan, er möge dicht an mich heranrücken.

»Stecken Sie soviel Knochen ein, als sie erreichen können. Sagen Sie das auch Myers und dem Segelmacher,« flüsterte ich hastig, denn eben nahte ein Mädchen mit dem Getränk.

»Donnerwetter, das schmeckt gut!« rief Myers, als er die Schale bis auf den Grund geleert hatte. »Aber wozu die Knochen?«

»Schreien Sie nicht so, Mann! Wir müssen unter allen Umständen jetzt an Bord zurück. Mit den Knochen halten wir uns die Köter vom Leibe.«

»Was? Jetzt an Bord? Wo es ein so gutes Bier gibt? – Nein, erst muß ich noch ein paar Krüge davon leeren, eher gehe ich hier nicht weg.«

Er sprang auf und lief hinter dem Mädchen her, das bereitwillig die ihm hingehaltene Schale füllte. Nun ging der Steuermann zu Myers, um ihm als Vorgesetzter die Rückkehr an Bord zu befehlen. Damit reizte er aber den Widerstand des Bootsmannes erst recht. Myers lachte nur und stieß seinen Vorgesetzten unsanft zur Seite.

»Unser Schiff ist wrack. Du hast mir gar nichts zu befehlen. Laß mich in Ruhe, ich will trinken – trinken!« Und wiederum leerte er eine bis zum Rand gefüllte Schale. Das ungewohnte Getränk begann seine Sinne zu umnebeln.

Nun versuchte ich es, den Mann zu beruhigen.

»Myers, seien Sie vernünftig,« sagte ich, indem ich ihn unter den Arm nahm und in der Dunkelheit zog. »Bedenken Sie, daß es unsern Kopf kosten kann, wenn die Wilden betrunken werden. Lassen Sie uns an Bord gehen. Dort habe ich Whisky genug für uns beide.«

»Nein, wir haben nichts zu fürchten,« beharrte er. »Der Häuptling hat uns eingeladen und er hält die Gastfreundschaft heilig. Seine Leute fügen uns kein Leid zu.«

»Aber für die Tlinkith hat er sich nicht verbürgt. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß die Zahl der Männer immer geringer wird? Sehen Sie die feindseligen Blicke nicht, die man uns zuwirft, wenn sich die Wilden unbeobachtet glauben. – Jetzt schauen Sie nur dort hinüber, wo der Segelmacher steht. Sehen Sie, wie der Wilde dessen kurzes Haar betrachtet? Wissen Sie warum? Er überlegt, wie er den Skalp an seinem Beinkleid befestigen kann. Siehaben langes Haar, und darum werden Sie zuerst daran glauben müssen. – Kommen Sie, Mann, bevor es zu spät ist.«

Ich hatte unsere Lage, die ich selbst noch für keineswegs gefährlich hielt, stark übertrieben, aber ich erreichte damit meinen Zweck. Myers sagte zu. Wir nahmen nun auch den Steuermann beiseite und besprachen die Richtung, die wir einzuschlagen gedachten, um an die Küste zu gelangen. Jeder von uns sollte sich die Schale zum Schein noch einmal füllen lassen. Unauffällig wollten wir dann, dem Laufe des Flüßchens folgend, das Dorf verlassen und uns bei den letzten Hütten am Bache treffen.

Als ich dem Segelmacher den Plan mitteilte, ging er sofort darauf ein. Er selbst hatte schon beobachtet, daß nicht alle Wilden uns freundlich gesinnt waren, und drängte nun darauf, das Dorf so schnell als möglich zu verlassen.

classtests.com

Die Indianer fröhnten dem Trunke immer angelegentlicher. Es waren aber fast nur die Tlinkith, die sich berauschten. Die Nutka nippten kaum an den ihnen gereichten Bechern. Sie schienen noch die indianische Nüchternheit hochzuhalten, während die Küstenstämme dem europäischen Laster bereits zu erliegen drohten. Die meisten Wilden schliefen übrigens nach der reichlichen Mahlzeit.

Ohne bemerkt zu werden, gelangten wir zwischen die letzten Hütten. Hier fanden wir einen jungen Indianer, der als Wache aufgestellt sein mußte, denn er trat auf uns zu und hielt einen Stock quer vor uns über den Weg. Da wir uns nicht mit ihm verständigen konnten, reichte ich ihm eine Zigarre, die er grinsend annahm. Wir bogen dann um die nächste Hütte und gerieten dabei in den umzäunten Raum für die Pferde. Die armen Tiere bestanden nur aus Haut und Knochen, und ihre Augen warfen im Scheine der fernen Feuer eine matte, trübe Färbung zurück. – Der junge Wächter war uns bis hierher gefolgt. Da er uns wohl für nicht verdächtig hielt, setzte er sich auf einen Baum der Umzäunung und rauchte seine Zigarre, die ihm Myers mit Feuerstein und Schwamm anzündete. Wir schlenderten in dem Gehege weiter, immer dem Bache folgend, der die Weide durchquerte.

Als wir genügenden Zwischenraum zwischen uns und das Dorf gebracht hatten, kletterten wir über den Zaun und suchten vor allen Dingen zum Strande zu gelangen. Anfangs konnten wir noch einem festgetretenen Pfade folgen. Bei einem steinigen, mit hohen Felsen umrahmten lichten Platze verloren wir ihn aber und nun »steuerten« wir nach den Sternen. Der Kurs führte uns jedoch in eine wahre Wildnis. Dichte Wände von dornigen Pflanzen hemmte unser Fortkommen. Überall stellte sich uns ein Wall von Hindernissen in den Weg, dem wir anfangs mit unsern Messern zu Leibe gingen. Gar bald sahen wir aber das Vergebliche unserer Bemühungen ein. Hier kamen wir nicht durch.

Wir änderten die Richtung und versuchten südlich weiterzukommen. Nach vieler Mühe erreichten wir eine der zahlreichen Felsenpyramiden, die wir zu überklettern beschlossen. Das verursachte keine Schwierigkeiten. Als wir aber auf der andern Seite zu Boden sprangen, knurrten uns ein paar Hunde an, die uns den Weg zu verlegen beabsichtigten.

Myers schlug vor, sie zu erschießen. Während ich noch über den Vorschlag nachdachte, fiel mir ein, daß wir ja Knochen bei uns hatten. Ich opferte jedem der Tiere einen solchen. Anfangs wichen sie knurrend zurück. Als sie aber den Geruch der Leckerbissen spürten, fielen sie heißhungrig darüber her. Wir waren frei!

»Ich höre Brandung!« sagte da plötzlich der Steuermann. »Gott sei Dank, daß wir aus dem verwünschten Busch heraus sind.«

Nun unterschieden auch wir das dumpfe Brausen. Über die Richtung gingen unsere Ansichten aber auseinander.

»Wartet, ich entere auf den Baum, dann sage ich euch, wo die Küste ist,« sagte Myers, und wie eine Katze kletterte er in die Krone der Eiche. – Er kam schnell wieder herunter.

»Wir sind dicht hinter einem Dorfe,« sagte er. »Auf einem freien Platze brennt ein Feuer, an dem drei Wilde sitzen. – Da sind ja auch die Köter wieder.«

In der Tat tauchten die Hunde wieder bei uns auf. Sie waren aber keineswegs mehr bösartig. Eine weitere Knochenspende brachte sie sogar zu freudigem Schweifwedeln.

Um dem Zusammentreffen mit den Indianern aus dem Wege zu gehen, änderten wir nochmals die Richtung. Wir wanden uns durch die Steinmassen, die wild durcheinandergewürfelt sich allmählich zu Bergen auftürmten. Auf diesem Marsche, der wegen der herrschenden Finsternis nicht gerade glatt vor sich ging, begegnete uns weder Mensch noch Tier. Nur die Hunde verfolgten unsere Spur. Von Zeit zu Zeit fiel ein Knochen für sie ab, und diese Mildtätigkeit lohnten sie uns durch einen wertvollen Dienst.

Wir gelangten bei unserm planlosen Vordringen bald wieder in die Nähe der Küste. Wie zuletzt, so hinderte auch dieses Mal eine üppige Vegetation den Ausblick. Der Segelmacher glaubte zwar, wir befänden uns wieder genau auf demselben Fleck, den wir vor einer halben Stunde verlassen hatten, und durch einige Merkmale neigten auch wir dieser Ansicht zu. Wir mußten uns dann auch in der Nähe des Dorfes befinden. Natürlich legte uns dieser Umstand größte Sorgfalt in unsern Bewegungen auf.

Während wir noch überlegten, was jetzt zu tun sei, wurden die Hunde plötzlich unruhig. Sie knurrten leise und windeten gegen die Felsen. Einer derselben, ein fast kalbsgroßes Tier, kroch nach Art der Panther leise durch das Unterholz. Einige Minuten blieb er regungslos liegen. Dann sprang er mit wütendem Gebell vor und riß die beiden andern Hunde mit sich. An ihrem Laute merkten wir, daß sie eine Beute gepackt hatten.

Wir folgten ihnen in der Meinung, ein Raubtier unter ihren Fängen zu finden. Zu unserm Erstaunen lag aber ein indianischer Krieger auf dem Rücken am Boden und wehrte sich verzweifelt gegen die Angriffe der wütenden Hunde. Der Wilde trug eine ähnliche Bemalung, wie wir sie bei den Tlinkith gesehen hatten, nur statt des roten Scheitels einen dunkel gefärbten. In dem schwachen Lichte der eben aufsteigenden Mondsichel unterschieden wir die Farben nicht. Wohl aber erkannten wir, daß der Mann die drei Federn des Wilden auf dem Kriegspfade trug und neben dem

classtests.com

Messer eine neue Winchesterbüchse mit sich führte.

Ohne ihm gegen die Hunde Beistand zu leisten, fragten wir ihn in englischer Sprache, zu welchem Stamme er gehöre. Anfangs antwortete er nicht. Nach einer Weile aber, wohl in der Annahme, daß wir ihn von seinen Wächtern befreien würden, wenn er sich zu erkennen gäbe, sagte er, er gehöre zu dem »mächtigen« Stamme der Algonkin.

»Was suchst du hier im Gebiete der Nutka, daß du bewaffnet und im Kriegsschmuck kommst, wohin willst du?«

»Ich bin am Ziele,« antwortete er ruhig.

»Also suchst du uns?« fragte ich.

»Befreie mich und du wirst sehen, daß die ›schwarze Schlange‹ sich nicht fürchtet, weder vor den Nutka noch vor den weißen Männern. Mit Hunden aber kämpft ein Algonkin nicht.«

Nun war guter Rat teuer. Der Indianer sagte nicht, daß er uns feindlich gegenübertreten wolle, er sagte aber auch nicht das Gegenteil. Was tun?

Die Frage beantwortete Myers:

»Wir entwaffnen den Kerl und nehmen ihn mit.«

Das schien uns der einzige Ausweg. Wir sagten das dem Manne auch, der aber darauf keine Antwort gab.

Mit Hilfe der Knochen lockten wir die Hunde an uns, nachdem wir vorher dem Indianer Messer und Gewehr genommen hatten. Er sprang leichtfüßig auf und fragte spöttisch:

»Fürchten vier weiße Männer einen Algonkin?«

Myers wollte ihn fesseln. Ich wehrte aber ab. Die Hunde waren unsere besten Wächter, denn sie wichen beim Weiterschreiten keine Hand breit von den Fersen des Wilden. Sie waren sichtlich auf derartige Dienste dressiert. Außerdem war der Gefangene jetzt waffenlos. Er kannte die Tragweite seiner Büchse und wußte daher, daß eine Flucht nur seinen Tod zur Folge hätte.

Nach einer Weile vergeblichen Umherirrens durch den Wald, fragte plötzlich der Algonkin:

»Wohin wollen die weißen Männer? Sie haben den Weg verloren, denn sie wandern immer im Kreise umher.«

»Wir wollen an den Strand zu unserm Schiff. Weißt du, wo das Schiff jetzt liegt, dann führe uns, und du bist frei.«

Der Indianer stieß ein unhörbares Lachen aus. Dann sagte er spöttisch:

»Die ›schwarze Schlange‹ ist frei. Sie wird die weißen Männer an das große Wasser führen. Dort mögen sie das Schiff erwarten.«

»Wieso? Ist das Schiff nicht mehr hier? Wo sahst du es zuletzt?«

Der Indianer machte eine Bewegung mit dem Arme, die andeuten mochte, daß das Schiff weit fort sei. Er sagte jedoch:

»Die weißen Männer werden das Schiff sehen, wenn die Sonne auf die Segel scheint.«

Inzwischen waren wir unter der Führung des Indianers durch eine Felsenwildnis auf einen Pfad gelangt, den wir zu kennen glaubten. Hier hatten wir gestern abend einen Augenblick gerastet, als der große Häuptling seine Boten in sein Dorf abfertigte. Wir fanden aber auch Spuren, die auf die Anwesenheit von Indianern deuteten, und nun beschlich uns das Gefühl des Undanks gegen unsere freundlichen Wirte, wenn uns die Nutka jetzt mißtrauisch gegenübertraten, so war ihnen eine Berechtigung dazu nicht abzusprechen.

Auch der Algonkin entdeckte die frischen Spuren der Indianer und blieb nachdenklich stehen, indem er den Kopf lauschend vorstreckte. Dabei warf er einen raschen Blick auf den hinter ihm stehenden Bootsmann, der diesem nicht entging. Hämisch grinsend sagte er:

»Gib dir keine Mühe, roter Mann. Ich halte die Büchse fest.«

Ohne auf diese Worte einzugehen, fragte der Indianer jetzt:

»Wollen die weißen Männer die ›schwarze Schlange‹ töten?«

»Nein,« erwiderte ich. »Wir wollen dich nur so weit mit uns nehmen, daß du uns nicht schaden kannst, dadurch, daß du deinen Stamm gegen uns aufhetzest. Nachher geben wir dir deine Waffen zurück und du bist frei.«

»Wissen die weißen Männer, daß die Tlinkith hier in der Nähe sind, um sie zu überfallen?«

»Warum sollen uns die Tlinkith überfallen? Sie haben mit uns geraucht.«

classtests.com

Wieder die Armbewegung.

»Die Tlinkith sind auf dem Kriegspfade. Die ›schwarze Schlange‹ sah ihre Krieger schon vor längerer Zeit in die Felsen tauchen.«

»Und doch führtest du uns hierher? Warum sagtest du das nicht?«

»Sind die weißen Männer Freunde der Algonkin? Nein! Sie haben sich als Feinde gezeigt, und Feinde verdirbt man, wo und wie man kann.«

Dieser Äußerung wußten wir keine stichhaltige Entschuldigung entgegenzustellen. Ich versuchte aber unsere Handlungsweise abzuschwächen und sagte:

»Du wirst dich erinnern, daß du mir nicht gesagt hast, du seiest unser Freund. Darum mußten wir dich als Feind behandeln. Du wirst zugeben, daß wir dich gut behandelten.«

»Wollen die weißen Männer der ›schwarzen Schlange‹ helfen die Tlinkith zu besiegen?«

»Wenn man uns angreift – ja! Sonst töten wir keine Menschen.«

Die Antwort nahm der Indianer mit unwilligem Kopfschütteln auf. Er sagte dann mit drohender Miene, indem er jedes Wort durch die Zähne zischte:

»Die ›schwarze Schlange‹ braucht nur zu rufen, dann sind die weißen Männer tot und ihre Skalpe zieren den Gürtel der Tlinkith.«

»Höre, Freund,« sagte ich nun, um der ungemütlichen Lage ein Ende zu machen, »wenn du eine Rechnung mit den Tlinkith zu ordnen hast, so legen wir dir nichts in den Weg. Führe uns an die Küste, dann bekommst du deine Waffen zurück und magst dann tun was du für gut hältst. Nur verlange nicht, daß wir auf Menschen schießen, die uns bis jetzt noch nicht feindlich gegenübertraten.«

»Womit will der weiße Mann schießen? Hat er Gewehre und wo?«

Ich holte meinen Revolver aus der Tasche und zeigte ihn dem Algonkin.

»Jeder von uns hat eine solche Waffe, wir können uns auch gegen eine Übermacht wehren, wenn es zum Kampfe kommt. So leicht wird man unsere Skalpe nicht bekommen.«

Der unvermutete Anblick des Revolvers verfehlte die Wirkung auf den Algonkin nicht. Seine Zuversicht hatte einen harten Stoß bekommen. Er begann die Umgebung zu betrachten, als suche er einen Weg, der ihn aus dem Bereiche unserer Gewalt bringen könnte. – Plötzlich legte er die Hand auf den Mund und lauschte, indem er uns Schweigen anempfahl.

Die Hunde, die bis jetzt ruhig zwischen uns gelegen hatten, richteten sich auf und knurrten leise, indem sie langsam gegen die enge Gasse schritten.

Der Indianer zischte und winkte uns, ihm zu folgen. Er bog die Büsche auseinander und schritt auf einige Bäume zu, die ihre Arme gespenstisch gegen den heller werdenden Himmel richteten. Den ersten Baum erkletterte er mit der Geschwindigkeit eines Affen. Auf dem starken unteren Aste glitt er seitwärts und ließ sich plötzlich in die Tiefe fallen, ohne auch nur einen Blick zu uns hinüber zu werfen.

Ich folgte ihm, als der Steuermann mich anrief:

»Sollen wir dem Rotfell in die Falle folgen, Doktor? Ich fürchte, er verkauft uns den andern, um sich zu retten!«

»Kommt nur mit, Leute. Der Algonkin läßt sein Gewehr nicht zurück. Er wartet sicher in einem Versteck auf uns.«

»Und dreht uns einzeln den Hals um, wenn wir dort zu Boden plumpsen« ergänzte Myers.

Die Hunde erhoben jetzt ein wütendes Gebell. Sie hatten den versteckten Feind entdeckt. Nun hieß es fliehen oder kämpfen. Da wir über die Anzahl unserer Feinde nicht unterrichtet waren, zogen wir vor, dem Algonkin zu folgen.

Der Sprung vom Ast in die Tiefe war nicht so hoch, als wir zuerst angenommen hatten. Er brachte uns auf einen bewachsenen Hügel, der Ähnlichkeit mit einer indianischen Grabkammer aufwies, und von dort auf einen breiten Felsen, dessen äußerste Spitze sich an einen Kegel anschmiegte. Obwohl wir von dem Indianer nichts mehr sahen, folgten wir diesem, von der Natur vorgezeichneten Wege und befanden uns, als wir die eine Seite des Kegels erkletterten, vor etwa einem Dutzend einzeln stehender Säulen, die den Ausgang aus jenem Pfade bildeten, in den uns gestern der große Häuptling geführt hatte. Wir standen hier etwa dreißig Meter über den Feinden, falls sie den Gang besetzt hielten, und konnten uns leicht verteidigen.

»Welche Teufelei mag das Rotfell jetzt aushecken?« fragte Myers, als er vergeblich nach dem Algonkin Umschau gehalten hatte. »Wenn er uns die Bande dort unten auf den Hals hetzt, wird uns bald der Schweiß ausbrechen, trotz

classtests.com

des frischen Morgenwindes, der mir hier elend durch die Jacke bläst.«

»Hört nur, wie die Hunde lärmen,« sagte der Steuermann. »Es ist gut, daß sie nicht auf die Bäume klettern können, sonst verrieten sie uns ganz sicher. Der Indianer muß das vorausgesehen haben, als er uns hierher führte.«

»Eben darum glaube ich nicht an Verrat,« sagte ich. »Der Mann wird auf Kundschaft ausgegangen sein und zu rechter Zeit wieder erscheinen. – Aber es wird kalt, Leute. Wir wollen uns in die Spalten verkriechen und uns gegenseitig wärmen.«

»Ich höre Brandung! rief plötzlich der Segelmacher. »Wir sind gar nicht weit vom Meere entfernt. Wenn der Wind anders wehte, müßten wir sie deutlich hören. Gott sei Dank, daß wir endlich an Bord kommen. Ich passe ganz und gar nicht zu einer Landratte.«

»Horch, was war das?« sagte da Myers, indem er auf dem Bauche bis an den Rand der Abbruchstelle des Kegels rutschte. Dann winkte er mit der Hand und spreizte die Finger.

Ich kroch zu ihm.

»Indianer!« hauchte er. »Soviel ich unterscheiden kann, müssen es mindestens zehn oder zwölf sein.«

»Was treiben sie denn da unten?« fragte ich zurück.

»Ich kann es nicht unterscheiden – soll ich hineinfeuern?«

»Um Gottes willen, Mann, macht keine Dummheiten! Wer weiß, was die Leute dort suchen. Hier sind wir sicher vor ihnen.«

Ein kurzer Ruf des Steuermannes ließ uns umschauen. Er deutete auf den Felsen, auf dem wir hierhergelangt waren. Dort hoben sich deutlich zwei dunkle Punkte gegen den Himmel ab, die rasch auf uns zuglitten.

»Drauf, Leute!« rief ich. »Die beiden dienen uns als Pfand für unsere Freiheit. Fangt sie lebendig.«

Da wir uns nun doch entdeckt wähnten, hielten wir es für zwecklos, weiterhin im Flüstertone zu reden. Wir sprangen mit lautem Hurra auf das Felsenband und hatten in wenigen Sätzen die beiden Gestalten erreicht. Meine beiden Begleiter lagen auf ihnen, bevor sie sich erheben konnten.

Eben wollte der Steuermann seine gewichtige Faust auf den Schädel seines Gefangenen sausen lassen, als er ausrief:

»Bei Gott, das Rotfell!«

Der Indianer entpuppte sich tatsächlich als unser Algonkin, der einen Tlinkith hinter sich herzog. Er hatte den Feind geknebelt und an Händen und Füßen gebunden. An einem Strick schleifte er den wehrlosen Körper über den felsigen Boden.

Er sprang auf und rief, indem er den Steuermann wütend abschüttelte:

»Warum schreit der weiße Mann, wenn er seine Feinde beschleichen will? Viele Tlinkith warten hier. Wenn der Tag anbricht, werden sie über die weißen Männer herfallen und ihre Skalpe nehmen.«

Ich begriff, daß wir eine Dummheit begangen hatten. Ich sagte das auch offen heraus und bat gleichzeitig den Indianer um Rat, wie wir uns aus der Schlinge ziehen könnten.

»Die weißen Männer müssen kämpfen. Sie müssen viele Tlinkith töten und werden dann selbst sterben. Auch die ›schwarze Schlange‹ wird sterben, wenn sie so viele Feinde getötet hat, als das Gewehr Kugeln schießt.«

Die Worte wurden mit einer solchen Selbstverständlichkeit ausgesprochen, daß wir gar nicht den Versuch machten, eine andere Ansicht zu äußern. Ein großes Unbehagen beschlich uns, um so mehr als auch Myers jetzt herbeilief und die unerfreuliche Meldung brachte, daß es unten von Menschen wimmele.

»Die weißen Männer mögen jetzt in die Menge schießen,« sagte der Algonkin. »Je mehr tot bleiben, desto weniger erklettern diese Felsen. Werden die weißen Männer der ›schwarzen Schlange‹ die Waffen zurückgeben?«

Myers blickte uns fragend an. Dann reichte er wortlos dem Indianer Gewehr und Messer.

Diese Geste rief große Befriedigung bei dem Algonkin hervor. Er streckte uns die Hand entgegen und sagte:

»Die ›schwarze Schlange‹ und die weißen Männer werden als Freunde in den Kampf gehen und gemeinsam sterben.«

»Donnerwetter, Doktor!« rief Myers, »jetzt sind wir waffenlos. Ich habe nur mein Messer, und Ihr Revolver allein kann uns nicht viel helfen. Lasset nur das Rotfell nicht merken, daß das mit den vier Revolvern Schwindel war, sonst knallt er uns sofort nieder. – Wenn ich nur wüßte, wo das Schiff liegt!«

»Mensch, ich habe ja Raketen mitgenommen!« rief ich aus. »Die habe ich ganz vergessen. Von hier aus haben wir

classtests.com

auch freien Überblick. Wenn unsere ›Tacoma‹ in der Nähe ist, wird sie antworten.«

Ich holte die Blaufeuer aus der Tasche, befestigte sie an einem Stück Holz und zündete die Lunte an. Gleich darauf erhob sich der feurige Strahl zischend gen Himmel und platzte dort in breitem, goldig- rotem Strahlenkranze. Kaum war die Rakete erloschen, als sich zu unsern Füßen eine lärmende Bewegung bemerkbar machte. Vereinzelte Rufe wurden laut. Galten sie dem neuartigen Schauspiele?

Die zweite Rakete platzte mit einem deutlichen Knall in den Lüften, und der feurige Regen behielt seinen Glanz, bis er die Spitze der Säulen erreichte. Er war noch nicht verglommen, als ich das dritte Notsignal abbrannte.

Die Wirkung dieses Feuerwerks war eine unerwartete. Unser Algonkin, von abergläubischer Furcht überwältigt, hatte sich schon bei der Explosion des ersten Geschosses auf den Boden geworfen. Er benutzte den kurzen Zwischenraum bis zur Entladung der zweiten Rakete, um sich schleunigst aus der Nähe des »Zauberers« zu entfernen. Lachend sah ihm der Steuermann nach, als er beim Abbrennen des dritten Signals seinen Gefangenen packte und mit diesem in der Dunkelheit verschwand. Unter uns war es still geworden. Myers, der seinen Beobachtungsposten wieder einnahm, meldete den Abzug der Indianer.

Wir spähten eifrig nach der Gegend des Sundes aus. Eine innere Unruhe bemächtigte sich unser. Wohl waren die Indianer abgezogen. Wohin und auf wie lange, wagte keiner von uns zu behaupten.

Nach etwa fünf Minuten sagte der Steuermann:

»Brennen Sie noch eine ab. Wenn ein Seemann in der Nähe ist, weiß er, was das bedeutet. Und den möchte ich sehen, der einen Kameraden in der Not verläßt!«

Eben wollte ich ihm eine Antwort geben, als mir einfiel, daß auch meine Begleiter der Nation angehörten, deren Angehörige dafür bekannt sind, daß Rettung notleidender Seeleute nicht zu ihren Gepflogenheiten gehört. Ich nahm die vorletzte Rakete und sandte sie mit bittenden Segenswünschen zum Himmel.

Bange Minuten folgten. Da – ein vierstimmiger Freudenschrei entfuhr unsern Kehlen –! Am nächtlichen Westhimmel kroch ein gelber Streifen in die Höhe. – Nach einer Minute ein zweiter. Auf den dritten warteten wir längere Zeit vergebens.

»Soll ich die letzte opfern?« fragte ich die Kameraden.

Jeder zögerte mit der Antwort. Auf der fünften Rakete ruhte die Hoffnung auf Erlösung. Sie mußte landenden Kameraden den Weg zu uns zeigen. Keiner konnte sich daher leicht entschließen. Und doch! Wenn wir nicht antworteten, kam die Hilfe nicht bis zu unserm Felsen. Der Kapitän legte sich in der Nähe vor Anker, und wir mußten uns wohl oder übel durchschlagen.

Da sauste wieder der feurige Strahl in die Höhe. Diesmal bedeutend näher. Man brachte uns Hilfe.

»Das ist die ›Tacoma‹ nicht,« sagte Myers. »Das kann nur ein Dampfer sein, denn er kommt zu rasch näher. Feuern Sie ruhig die letzte Rakete ab!«

Schweren Herzens folgte ich dem Rate. Es war unsere letzte Hoffnung, die dort verpuffte. Würde sie den ersehnten Erfolg haben?

Bange, lange Minuten vergingen. Im Osten färbte sich der Himmel mit gelbgrünen Lichtern und warf fahle Schatten in die gespenstischen Felsengebilde. Mit lautem, widerlichem Geheul suchte der Uhu seine letzte Beute. Die Nachtschwalbe strich schwerfällig ihrem Neste zu.

Da tönte wie Sphärenmusik der langgezogene Ton einer Dampfsirene zu uns herüber. Eine Rakete folgte und zeigte uns die nahe See und die Nähe der Retter.

Noch aber ließ sich nichts von diesen erkennen. Zwar kletterten wir auf die höchste Spitze unseres Kegels, in der Annahme, man müsse unsere Umrisse gegen den Morgenhimmel von Bord aus unterscheiden können, aber ein Signal hörten wir nicht mehr.

»Laßt uns gleichzeitig rufen,« schlug ich vor. Das Echo brach sich in den Felsen und trug den Schall hundertfach verstärkt in den jungen Morgen.

Atemlos lauschten wir – vergebens!

»Schießen Sie, das werden sie hören!« sagte Myers mit einer Stimme, durch die entschwindende Hoffnung hindurchklang.

Drei Schüsse, langsam abgefeuert, trugen ihre grollende Stimme durch die Felsenwände.

»Schießt nochmal!« bat Myers nach einigen Minuten.

classtests.com

»Nein, Kameraden. Die beiden letzten Kugeln behalte ich. Wer weiß, wozu wir sie noch nötig haben!«

»Dann verbrenne ich meine Jacke!« rief der Segelmacher, der bisher in dumpfem Brüten dagesessen hatte.

»Das nützt nichts. Mann. Ein Stück dürres Holz, das eine Flamme gibt, ist weit besser. Laßt uns suchen ...«

»Auch das hat wenig Zweck, denn der Tag bricht gleich an. Ich glaube schon die Umrisse des Dampfers zu erkennen. Jetzt wird man uns bald sehen, wenn wir eine Rotflagge ausbringen.«

Das war nicht einmal notwendig. Der Wind trug uns Stimmen zu. Wir hörten deutlich das A–hoi! der Seeleute, das wir kräftig erwiderten. Bald standen sechs Mann am Fuße der Säulen. Mit kurzen Worten setzten wir sie von unserer Lage in Kenntnis und ersuchten um größte Vorsicht bei Annäherung an die Felsengasse.

Während die Retter unten Wache standen, gingen wir über das Felsenband zurück bis zu dem indianischen Grabhügel. Dort erwartete uns ein fürchterlicher Anblick. Der Gefangene des Algonkin lag mit einer Stichwunde in der Brust und abgerissener Kopfhaut quer über den Hügel geneigt. Der Körper war noch warm. Das Leben konnte eben erst entflohen sein.

Auf der Suche nach einem Auswege sahen wir einen Schatten in dem von der aufgehenden Sonne grell beleuchteten Steingewirr verschwinden. Vorsichtig, mit gezogenem Messer, folgten wir der Erscheinung, in der richtigen Annahme, daß uns der Weg aus dem Labyrinth herausführen würde.

Ehe wir aber den freien Raum erreichten, mußten wir noch einmal schaudernd an einem Opfer indianischer Grausamkeit vorüber. Der Algonkin hatte einen zweiten Feind unschädlich gemacht. Der der Haut entblößte blutige Schädel grinste uns wie ein memento mori entgegen und ließ uns ein Dankgebet zum Himmel senden, der uns gnädig vor dem gleichen furchtbaren Schicksal bewahrte.

Die Retter gehörten der Besatzung des deutschen Dampfers »Rügen« an, der durch den Charlottesund gesandt worden war, um die Überlebenden eines deutschen Seglers zu suchen, der hier in der Straße gestrandet sein sollte. Er fand die Gesuchten nicht. Sie waren bereits, wie wir später erfuhren, von einem Regierungsdampfer abgeholt worden.

Dagegen winkte der wackeren Mannschaft des »Rügen« ein wohlverdienter Bergelohn. Auf unsere Veranlassung suchte der Kapitän die »Tacoma« auf, und Kapitän Stevenson ließ sich auch tatsächlich herbei, sein wrackes Schiff nach Tacoma schleppen zu lassen.

Meine Reise nach Kamtschatka war damit endgültig ins Wasser gefallen. Ich blieb an Bord des »Rügen« bis San Franzisko. Hier, vor dem Seeamt, mußte ich noch Zeugnis ablegen über die ereignisreiche Fahrt der Brigg »Tacoma« und über den von seiten meiner Begleiter ungewöhnlich aufgebauschten Angriff der Indianer. Ich konnte nur aussagen, daß ein Angriff der Nutka nicht erfolgt war, und die Ansammlung der Tlinkith keinen ausgesprochen feindseligen Charakter gegen uns Weiße trug. Die Angelegenheit wurde damals auch in deutschen Zeitungen recht ausgiebig besprochen. Leider erfuhr ich es erst zwei Jahre später, sonst wäre ich doch für die Ehre der gastfreundlichen Nutka eingetreten.
(46646 words)

Quelle: https://www.projekt-gutenberg.org/autoren/namen/emmerich.html

classtests.com